Die Kriegsfährte.

Ein Roman

vom

Capitain Mayne Reid,

Verfasser von: „Die Skalpjäger", „Die Freischaar", „Die Heimath in der Wüste", „Die Buschknaben."

Deutsch

von

A. Kretzschmar.

Zweiter Band.

Wurzen,

Verlags-Comptoir.

1857.

Die Kriegsfährte.

Zweiter Band.

Erstes Kapitel.

Die Jagd des wilden Pferdes.

Mein wackeres Roß gab sehr bald Beweise von seinen überlegenen Eigenschaften. Einen meiner Kameraden nach dem andern ließ ich hinter mir, und als wir die Lichtung hinter uns hatten und in eine zweite Prairie hineinkamen, sah ich, daß ich schon unter die hinterste der wilden Stuten gerieth.

Schöne Geschöpfe waren einige davon, und bei jeder andern Gelegenheit würde ich mich versucht gefühlt haben, einen Lasso über eine von ihnen zu werfen, was ich mit leichter Mühe hätte thun können.

Jetzt aber dachte ich blos daran, sie mir aus dem Wege zu schaffen, da sie mich am Vorwärtskommen hinderten.

Ehe wir noch ganz über die zweite Prairie hinüber waren, hatte ich mich bis in die vorderste Reihe hindurchgedrängt, und als die Stuten sahen, daß ich ihnen voraus war, schwenkten sie rechts und links ab und zerstreueten sich.

Alle waren nun hinter mir, alle bis auf den weißen Hengst.

Dieser allein blieb mir voraus und ließ von Zeit zu Zeit dasselbe grelle Wiehern hören, wie um meiner zu spotten und mich immer weiter zu locken.

Er hatte noch bedeutenden Vorsprung und galoppirte, wie es schien, mit aller Bequemlichkeit und ohne sich über die Gebühr anzustrengen.

Das Pferd, auf welchem ich saß, bedurfte weder Sporen noch Leitung. Es sah den Gegenstand der Jagd vor sich und errieth den Willen seines Reiters. Ich fühlte, wie es unter mir emporstieg gleich einer Meereswoge. Seine Hufe schlugen den Rasen, fast ohne eine Spur auf demselben zurückzulassen.

Bei jedem neuen Sprunge hob es sich elastisch empor, während seine Flanken vom stolzen Bewußtsein der Ausdauer und Kraft geschwellt wurden.

Ehe noch die zweite Prairie hinter uns war, hatte ich mich dem weißen Hengste bedeutend genähert; zu meinem Aerger aber sah ich nun letztern sich rechts in das Dickicht hineinschlagen.

Ich fand einen Pfad und folgte. Mein Ohr führte mich, denn die Zweige knisterten, während das wilde Pferd hindurchbrach. Dann und wann erblickte ich einen Schimmer von seinem weißen Körper zwischen den grünen Blättern hindurch.

Aus Furcht, ihn zu verlieren, ritt ich blindlings hinterher, bald mich durch das Dickicht schlagend, bald die labyrinthischen Gänge desselben verfolgend. Ich achtete nicht auf die dornigen Mimosen, auch mein Pferd achtete nicht darauf; aber große Bäume der falschen Akazie (Robinia) standen mir dicht im Wege und ihre horizontalen Zweige hielten mich auf. Oft sah ich mich genöthigt, mich platt auf den Sattel niederzulegen, um darunter hinwegzukommen.

Alles Dies war zu Gunsten des Verfolgten und zu Ungunsten des Verfolgers.

Ich sehnte mich nach der offenen Prairie, und zu meiner Freude erschien sie endlich, allerdings noch nicht ganz baumlos, sondern mit „Bauminseln" besäet.

Zwischen diesen flog der weiße Hengst dahin. Auf dem Wege durch das Dickicht hatte er neuen Vorsprung gewonnen und war jetzt weit, weit vor mir voraus. Er suchte die jenseits liegende offene Ebene zu erreichen, und dies verrieth, daß es seine

Gewohnheit war, sein Heil in der Schnelligkeit seiner Beine zu suchen.

Vielleicht wäre es bei einem solchen Verfolger besser für ihn gewesen, wenn er sich in dem Chapparal gehalten hätte; doch dies mußte die Folge erst lehren.

Binnen zehn Minuten waren wir durch die Bauminseln hindurch, und nun streckte sich die Prairie — die große, grenzenlose Prairie — in unabsehbarer Weite vor uns hin.

Weiter geht die Jagd über die grasige Ebene — weiter, bis die Bäume nicht mehr hinter uns sind und das Auge weiter Nichts sieht, als die grüne Savannah und den blauen sich darüber wölbenden Baldachin. Immer weiter durch die Mitte jenes ungeheuern Cirkels, dessen Grenze der ganze Horizont ist!

Die in den Irrgängen des Chapparal verlorenen Scharfschützen sind schon längst zurückgeblieben, die Mustangs sind wieder zurückgegangen; auf dieser ganzen weiten Ebene zeigen sich nur zwei Gegenstände — die schneeweiße Form des fliehenden Hengstes und der ihm folgende schwarze Reiter.

Es ist ein langer, wilder Ritt, ein grausamer Galopp für meinen unvergleichlichen Moro.

Zehn Meilen der Prairie haben wir hinter

uns — mehr als dies — und dennoch habe ich bis jetzt weder Peitsche noch Sporn gebraucht. Das brave Roß bedarf keines solchen Antriebes — es hat selbst ein Interesse an der Jagd — sein Ehrgeiz will, daß es sich von keinem andern übertreffen lasse.

Mein Beweggrund ist ein anderer. Ich denke nur an das Lächeln eines Weibes; ein solcher Beweggrund aber hat schon zum Verluste einer Krone oder zur Eroberung einer Welt geführt.

Vorwärts, Moro! vorwärts! Du mußt den weißen Hengst einholen oder sterben!

Es ist uns kein Hinderniß mehr im Wege. Hier kann er sich nicht vor uns verbergen. Die Ebene mit ihrem kurzbegras'ten Rasen ist glatt und eben wie der schlafende Ocean und kein Gegenstand hemmt die Aussicht. Er kann sich nirgends verbergen.

Es ist noch eine Stunde bis zu Sonnenuntergang. In der Dunkelheit kann er uns nicht entwischen; denn bevor diese einbricht, ist er unser Gefangener. Vorwärts, Moro, vorwärts!

Schweigend fliegen wir weiter. Der Hengst hat aufgehört, sein herausforderndes Wiehern hören zu lassen. Er hat das Vertrauen auf seine Schnelligkeit verloren; er läuft jetzt aus Furcht. Noch nie ist er so hart gedrängt worden. Er galoppirt schwei-

gend, und eben so galoppirt sein Verfolger. Nichts ist zu hören, als der Schlag der galoppirenden Hufe, ein eindrucksvolles Schweigen, welches den Ernst der Jagd verräth.

Eine Distanz von kaum noch dreihundert Schritten trennt uns. — Ich fühle mich des Sieges sicher. Eine Berührung des Sporns würde Moro bis innerhalb Wurfweite bringen, und es ist Zeit, diesem verzweifelten Ritte ein Ende zu machen.

Noch eine letzte Anstrengung, mein wackerer Moro, und dann sollst Du Ruhe haben!

Ich sehe nach meinem Lasso. Er hängt zusammengewickelt an meinem Sattelknopfe. Das eine Ende ist an einem fest in das Holz des Sattels genieteten Ringe befestigt. Ist die Schlinge klar und frei? Ja, sie ist es. Ist der Knäuel glatt? Ja, Alles ist, wie es sein sollte.

Ich hebe den Knäuel empor und lasse ihn leicht auf meinem linken Arm liegen. Ich trenne die Schlinge und halte sie in meiner rechten Hand. Ich bin bereit — aber barmherziger Gott, wo ist der Hengst?

Es war ein sonderbarer Ausruf, der mir durch keine gewöhnliche Ursache entlockt ward. Während ich meinen Lasso zurücklegte, hatte ich meine Augen nur auf wenige Secunden von dem Gegenstande

der Verfolgung abgewendet, und als ich wieder aufblickte, war das Pferd verschwunden!

Mit einer unwillkürlichen Bewegung zog ich den Zügel an, so daß mein Pferd sich fast auf die Hanken setzte. Das Thier machte übrigens aus eigenem Antriebe Halt und schien durch ein leises Gewinsel Furcht und Angst zu erkennen zu geben.

Was sollte das bedeuten? Wo war das wilde Pferd?

Ich wendete mein Pferd herum und wieder herum, und überflog die Prairie nach allen Seiten hin, obschon ein einziger Blick genügend gewesen wäre. Die Ebene war, wie schon beschrieben, glatt wie ein Tisch; der Horizont begrenzte die Aussicht. Es war weder Fels noch Baum, weder Busch noch Kraut, ja nicht einmal langes Gras vorhanden. Der Rasen war von der Art, welche auf den Prairieen unter dem Namen „Büffelgras" (Sesleria dactyloides) bekannt ist und selbst in völlig ausgewachsenem Zustande sich kaum zwei Zoll über den Boden erhebt. Kaum eine Schlange hätte sich darunter verbergen können, geschweige denn ein Pferd. Barmherziger Himmel! wo war der Hengst?

Ein unbeschreibliches Gefühl von Scheu und Grauen bemächtigte sich meiner. Ich zitterte und fühlte, wie auch mein Pferd zwischen meinen

Schenkeln zitterte. Es war mit Schaum und Schweiß bedeckt — ich ebenfalls. Dies waren die Wirkungen des scharfen Rittes, aber der kalte Angstschweiß perlte mir von der Stirn.

Das Geheimniß war ein furchtbares und unerklärliches.

Zweites Kapitel.

Das gespenstige Pferd.

Ich habe so manche Gefahren bestanden, aber es waren die gewöhnlichen Gefahren der Fluth und des Feldes, und ich verstand sie. Ich habe das eine Bein gebrochen und das andere wurde mir von einer Unze Blei durchbohrt. Ich bin von einem untergehenden Schiffe hinweggeschwommen und bin auf dem Schlachtfelde niedergesunken. Ich habe die Mündungen von hundert Musketen in einer Entfernung von weniger als vierzig Schritt auf mich gerichtet gesehen und die Gewißheit des Todes gefühlt, obschon die Salve abgefeuert ward und ich immer noch lebe.

Ohne Zweifel wirst Du zugeben, lieber Leser, daß dies wirklich Gefahren sind.

Verstehe mich nicht falsch. Ich rühme mich nicht, sie bestanden zu haben. Ich ging ihnen mit mehr oder weniger Muth — einigen davon mit Furcht entgegen; wenn aber die Furcht, die sie mir Alle zusammen einflößten, sich zu einem einzigen Gefühl von Schrecken und Entsetzen zusammenfassen ließe, so käme dies doch an Stärke nicht dem gleich, welches ich in dem Augenblicke empfand, als ich mein Pferd auf der Prairie anhielt.

Ich bin niemals dem Abergerglauben ergeben gewesen. Vielleicht ist meine Religion dazu nicht stark genug. In diesem Augenblicke aber konnte ich wirklich nicht umhin, einem vollen Glauben an das Uebernatürliche Raum zu geben. Es gab keine natürliche Ursache — wenigstens konnte ich mir keine denken — durch welche sich das geheimnißvolle Verschwinden des Pferdes erklären ließ.

Oft hatte ich über den leichtgläubigen Seemann und sein Gespensterschiff gespöttelt. Mußte ich es nun erleben, ein eben so seltsames und dennoch wahres Phänomen — ein gespenstiges Pferd zu sehen? Die Jäger und Fallensteller hatten in der That den weißen Hengst mit dieser Eigenschaft bekleidet und ihre Geschichten fielen mir in diesem Augenblicke wieder ein. Ich hatte die Leichtgläubigkeit der Erzähler zu belächeln gepflegt. Jetzt aber

war ich bereit, ihnen zu glauben. Sie hatten die Wahrheit gesprochen.

Oder träumte ich? War nicht Alles ein Traum? Die Aufspürung des weißen Hengstes — die Umzingelung — die Jagd — der lange, lange Galopp?

Einige Augenblicke lang glaubte ich wirklich, daß dies der Fall sein könne, bald aber ward mein Bewußtsein wieder klar.

Ich saß im Sattel und mein keuchendes, dampfendes Roß war unter mir.

Dies war wirklich und positiv. Ich entsann mich aller Vorfälle der Jagd. Auch diese waren wirklich. Der weiße Hengst war dagewesen und jetzt war er verschwunden. Die Trapper hatten die Wahrheit gesprochen — das Pferd war ein Phantom!

Bedrückt von diesem Gedanken, der fast eine Ueberzeugung geworden war, saß ich mit gesenktem Haupte und schweigend im Sattel. Meine Augen waren auf den Boden geheftet, aber sie sahen Nichts. Der Lasso war meinen Fingern entschlüpft und die Zügel lagen unberührt auf dem Halse meines Pferdes.

* * *

Mein Glaube an das Uebernatürliche war von kurzer Dauer. Wie lange er dauerte, weiß ich nicht, denn ich befand mich in einem Zustande von Verwirrung und Verblüfftheit.

Endlich kehrte meine Besinnung zurück. Meine Augen waren auf eine frische Hufspur gerade vor mir auf dem Rasen gefallen. Ich wußte, daß sie von dem weißen Hengste herrührte, und dies erweckte mich zu einer Reihe von Folgerungen.

Wenn das Pferd ein Gespenst gewesen wäre, würde es dann wohl eine Spur hinterlassen haben? Ich hatte niemals Etwas von der Spur eines Geistes gehört, obschon ein Pferdegeist sich vielleicht von gewöhnlichen Gespenstern in dieser Beziehung unterschied.

Meine Betrachtungen über diesen Punkt endeten mit dem Entschlusse, die Spur, so weit als sie führte, zu verfolgen, natürlich bis zu dem Punkte, wo der Hengst in die Luft emporgestiegen oder verduftet sein mußte, — mit Einem Worte, bis zur Scene seiner Apotheose.

Diesem Entschlusse zufolge nahm ich meine Zügel zusammen und ritt der Fährte nach, meine Augen fest auf die Hufspuren heftend.

Die Linie war eine ganz gerade und ich war ungefähr dreihundert Schritte weit geritten, als mein Pferd plötzlich stehen blieb.

Ich blickte vorwärts, um die Ursache dieses plötzlichen Stillstehens zu erwecken, und mit diesem Blicke verschwand mein neugeborener Aberglaube.

In einer Entfernung von einigen dreißig Schritten zeigte sich eine schwarze Linie auf der Prairie, welche die Richtung, der ich folgte, quer durchschnitt. Es schien ein schmaler Ritz in der Ebene zu sein; als ich aber mein Pferd näher spornte, zeigte sich eine Spalte von bedeutender Breite — eine jener Formationen, welche in dem ganzen spanischen Amerika unter dem Namen Barrancas bekannt sind.

Die Erde gähnte, wie von einem Erdbeben zerrissen, doch hatte auch Wasser augenscheinlich Etwas mit dieser Formation zu thun gehabt. Die Spalte war oben und unten fast von gleicher Breite und ihr Bett mit durch Abreibung geründeten Felsentrümmern bedeckt. Die Seiten waren vollkommen senkrecht und die Bodenschichten stimmten bis auf den Rasen der Oberfläche genau überein, so daß die ganze Kluft bis auf eine Entfernung von wenig Schritten von ihrem Rande vollkommen unsichtbar gemacht ward.

Nach der rechten Seite hin schien sie seichter zu werden und erreichte nach dieser Richtung hin ohne Zweifel in nicht großer Entfernung ihr Ende.

Nach der linken Seite zu ward sie dagegen tiefer und breiter. An der Stelle, wo ich sie erreicht hatte, befand sich ihr Boden beinahe zwanzig Fuß tief unter der Oberfläche der Prairie.

Nun war natürlich das Verschwinden des weißen Hengstes kein Geheimniß mehr. Er hatte einen furchtbaren Sprung von nicht weniger als zwanzig Fuß Tiefe gethan. An dem Rande der Kluft sah man den zerzaus'ten Rasen und die auf die Seite gerollten lockern Steine, wo er in das Bett der Spalte hinabgesprungen war.

Er hatte sich links — die Barranca hinunter — gewendet. Der von seinen Hufen zurückgebliebene Staub war auf den Felsen sichtbar.

Ich schaute den Engpaß hinab — das Pferd war nicht zu sehen. In nicht großer Entfernung machte die Barranca einen Winkel. Diesen Winkel hatte der Hengst schon passirt und war deßhalb nicht mehr sichtbar.

Es war klar, daß er entronnen war, daß eine weitere Verfolgung nutzlos sein würde, und dies bedenkend, verzichtete ich auf jeden Gedanken, die Jagd weiter fortzusetzen.

Nachdem ich dem Aerger der getäuschten Erwartung ein wenig Raum gegeben, begann ich die Stellung zu überdenken, in die ich mich versetzt hatte.

Allerdings war ich jetzt der bangen Furcht ledig, die mich erst einen Augenblick zuvor bedrückt hatte, aber dennoch war meine Situation weit entfernt,

eine angenehme zu sein. Ich war wenigstens dreißig Meilen weit von der Rancheria entfernt und wußte nicht, in welcher Richtung sie lag. Die Sonne ging eben unter und deßhalb hatte ich die Punkte des Kompasses, aber dabei hatte ich nicht die mindeste Idee, ob wir, nachdem wir die Ansiedelungen verlassen, ostwärts oder westwärts geritten waren. Allerdings konnte ich auf meiner eigenen Fährte wieder zurückreiten — vielleicht konnte ich es; es war eine zweifelhafte Sache.

Weder durch die Waldung, noch auf der offenen Prairie war die Jagd immer in gerader Linie gegangen. Ueberdies bemerkte ich an vielen Stellen, daß der Rasen zahlreiche Hufspuren zeigte, denn es waren hier ganze Heerden von Mustangs vorübergezogen.

Es war deßhalb für mich keine Kleinigkeit, die Schlangenwindungen dieses langen Galopps wieder aufzufinden.

Eins war klar, nämlich daß es vergeblich sein würde, wenn ich diesen Versuch vor Anbruch des nächsten Morgens machen wollte. Es war jetzt höchstens noch eine halbe Stunde Sonnenschein, und in der Nacht ließ sich die Spur nicht verfolgen.

Es blieb mir aus diesem Grunde weiter Nichts übrig, als zu bleiben, wo ich war, bis ein neuer Tag anbrach.

Aber wie sollte ich bleiben? Ich war hungrig und — was noch schlimmer war — ich erstickte fast vor Durst. Kein Tropfen Wasser war in der Nähe; zwanzig Meilen lang hatte ich keinen gesehen.

Der lange heiße Ritt hatte meinen Durst in ungewöhnlichem Grade gereizt und mein armes Pferd befand sich in demselben Zustande.

Die Kenntniß, daß kein Wasser in der Nähe war, steigerte, wie dies immer der Fall ist, die Qual nur noch mehr und machte die physische Entbehrung um so schwerer zu ertragen.

Ich heftete meine Blicke auf den Boden der Barranca und erforschte sie mit dem Auge, so weit ich sehen konnte.

Sie war eben so wasserlos, als die Ebene selbst. Die Felsen ruheten auf trockenem Sand und Kies, kein Tropfen des heißersehnten Elements zeigte sich in ihrem Bette, obschon es klar war, daß früher einmal ein wilder Strom hier hindurch gerauscht sein mußte.

Nach einigem Nachdenken fiel mir ein, daß ich, wenn ich der Barranca abwärts folgte, vielleicht Wasser finden könnte; wenigstens war dies die wahrscheinlichste Richtung, in der ich darnach zu suchen hatte. Ich ritt deßhalb vorwärts und lenkte mein Pferd am Rande der Kluft hin.

Diese ward, so wie ich weiter kam, immer breiter, bis sie in einer Entfernung von einer Meile von der Stelle, wo ich zuerst darauf gestoßen, volle fünfzig Fuß breit gähnte, während ihre Seiten immer noch ihre vertikale Steilheit bewahrten.

Die Sonne war nun untergegangen und die Dämmerung versprach eine nur kurze zu sein. In der Dunkelheit wagte ich nicht, diese Ebene zu durchreiten, denn ich konnte leicht den steilen Rand der Barranca hinabstürzen. Ueberdies war sie nicht die einzige. Ich sah, daß es deren noch mehrere gab — kleinere — die Betten von Nebenströmen zur Regenzeit. Diese zogen sich in diagonaler Richtung oder in rechten Winkeln hin, und waren mehr oder weniger tief und steil.

Die Nacht brach schnell über die Prairie herein und ich wagte unter diesen gefährlichen Abgründen nicht, weiter zu reiten.

Ich mußte nun bald Halt machen, ohne Wasser gefunden zu haben. Ich sollte die langen Stunden ohne Linderung meines Hungers und Durstes zubringen. Der Gedanke an eine solche Nacht war furchtbar.

So ritt ich noch langsam weiter, mechanisch mein Pferd lenkend, als ein blanker Gegenstand mir

in die Augen fiel, so daß ich mit einem Ausrufe der Freude in meinem Sattel emporhüpfte.

Es war der Schimmer von Wasser! Ich sah es in westlicher Richtung — in der Richtung, welche ich verfolgte.

Es war ein kleiner See, oder, wie man es dort nennt, ein Tümpel. Er befand sich nicht auf dem Boden der Schlucht, wo ich bis jetzt nach Wasser ausgeschaut hatte, sondern oben auf der hohen Prairie.

Es standen keine Bäume und keine Binsen daran herum. Seine Ufer waren ohne Vegetation irgend einer Art und sein Wasserspiegel schien sich in gleicher Höhe mit der Ebene selbst zu befinden.

Mit freudigen Erwartungen, aber dennoch nicht ohne eine gewisse Besorgniß, ritt ich vorwärts. War es vielleicht eine Luftspiegelung? Das war leicht möglich und oft schon war ich durch dergleichen Erscheinungen getäuscht worden.

Aber nein. Es hatte nicht den nebligen, gazeähnlichen Schein, welcher über der Luftspiegelung schwebt. Seine Umrisse wurden durch den Rasen der Prairie scharf begrenzt, und die letzten zögernden Strahlen der Sonne schimmerten auf seiner Fläche.

Es war wirklich Wasser!

Fest davon überzeugt, ritt ich rascher darauf zu.

Ich hatte mich der Stelle bis auf ungefähr zweihundert Schritte genähert und hielt meine Augen fest auf das schimmernde Wasser geheftet, als plötzlich mein Pferd stutzte und zurückprallte. Ich blickte vorwärts, um die Ursache zu entdecken. Die Dämmerung war ziemlich vorüber, aber trotz der Dunkelheit konnte ich die Fläche der Prairie noch deutlich erkennen Die Barranca gähnte, quer meinen Weg durchschneidend, mich abermals an.

Zu meinem Aerger bemerkte ich, daß die Schlucht eine plötzliche Biegung gemacht hatte und daß der Wassertümpel sich auf der entgegengesetzten Seite befand.

Drittes Kapitel.

Ein Prairietraum.

In der Dunkelheit hinüberzukommen, schien fast unmöglich zu sein. Die Barranca war hier tiefer als an irgend einem Punkte oberhalb, so tief, daß ich die Felsenstücken auf ihrem Boden nur undeutlich sehen konnte. Vielleicht war ich mit dem anbrechenden Tageslichte im Stande, einen Uebergangspunkt zu finden; diese zweifelhafte Hypothese gewährte mir jedoch nur wenig Trost.

Es war nun vollkommen finster geworden und ich hatte keine andere Wahl, als die Nacht da zuzubringen, wo ich war, obschon ich mich auf eine qualvolle Nacht gefaßt machte.

Ich stieg ab, und nachdem ich mein Pferd eine Strecke weit in die Prairie hineingeführt, um es nicht

an die Schlucht gerathen zu lassen, nahm ich ihm Sattel und Zaum ab und stellte es ihm frei, zu weiden, so weit der Lasso reichte.

Was mich selbst betraf, so hatte ich nur wenig Vorbereitungen zu treffen. Ein Abendbrot gab es nicht zuzubereiten, aber Essen war bei dieser Gelegenheit eine Sache von untergeordneter Bedeutung. Ein Glas Wasser wäre mir tausend Mal lieber gewesen, als ein gebratener Truthahn.

Ich hatte in meinem zeitweiligen Lager nur über wenige Geräthschaften zu verfügen. Meine Büchse und mein Jagdmesser, mit Horn und Schießtasche, und der doppelköpfige Kürbis, welcher als Wasserflasche diente und leider schon zu einer frühen Stunde des Tages geleert worden war.

Zum Glück hatte ich meine mexikanische Decke hinter meinen Sattel geschnallt. Diese machte ich los, wickelte mich in ihre weiten Falten, legte mich mit dem Kopfe in die Vertiefung meines Sattels und hoffte nun recht bald einzuschlafen.

Dieser Genuß aber sollte mir nicht so schnell zu Theil werden. Die Qual des Durstes bringt den Menschen eben so um den Schlaf, wie der stechende Schmerz des Zahnwehes.

Ich wälzte mich von einer Seite auf die andere und stierte den Mond an. Er war nur dann und

wann sichtbar, denn es zogen schwarze Wolken am Himmel hin. Trat er aber hervor, so ließ sein Licht den kleinen See erglänzen wie eine silberne Fläche.

O wie neckte und höhnte mich dieses helle Wasser mit seinem leichten Wellenschlage!

Ich hatte nun einen Begriff von den Qualen des Tantalus. Ich glaubte, die Götter hätten keine ausgesuchtere Marter für den König der Lydier ersinnen können.

Nach einiger Zeit fühlte ich die Qual des Durstes weniger heftig. Vielleicht ward sie durch die feuchte kalte Nachtluft ein wenig gemindert, wahrscheinlicher aber ist, daß Ermüdung und langes Dulden das Gefühl stumpfer gemacht hatten.

Was aber auch die Ursache sein mochte, so litt ich doch auf jeden Fall weniger und fühlte, daß allmählig der Schlaf sich auf mich herabsenkte.

Kein Laut war zu hören, der mich wach gehalten hätte. Vollkommene Stille herrschte ringsumher, selbst das gewöhnliche heulende Gebell des Prairiewolfes schlug nicht an mein Ohr. Der Ort schien zu einsam für diesen fast allgegenwärtigen nächtlichen Herumschleicher. Das einzige Anzeichen von Leben, welches mir verrieth, daß ich nicht ganz allein war, war das gelegentliche Stampfen meines Pferdes auf dem harten Rasen, und das leise

Geräusch, welches es beim Abweiden des kurzen Büffelgrases machte.

Dies war jedoch ein angenehmer Ton, denn er verkündete mir, daß mein treuer Gefährte sich nach seinem anstrengenden Galopp gütlich that, und bestärkte mich in dem Wunsche nach Ruhe.

Ich schlief, aber nicht leicht. Nein, mein Schlaf war schwer und ward durch allerhand Träume beunruhigt. Ich glaube fast, daß die Rolle, welche wir in diesen Traumscenen spielen, den Körper eben so sehr ermüdet, als wenn wir sie in Wirklichkeit spielten. Oft bin ich ganz matt und ermüdet von dergleichen Visionen erwacht.

Wenn dies der Fall ist, so machte ich während dieser Nacht auf der Prairie die Beschwerden des vergangenen Tages mit bedeutenden Steigerungen nochmals durch.

Zuerst befand ich mich in der Nähe einer reizenden Dame.

Sie war dunkeläugig — brünett — eine Schönheit. Ich erkannte Isolina's Züge. Ich schaute ihr in die Augen; ich war glücklich in ihrem Lächeln; ich glaubte, ich sei geliebt. Herrliche Gegenstände umgaben mich. Die ganze Scene war rosenfarben!

Dies war aber nur eine kurze Episode, welche bald unterbrochen ward.

Ich hörte Geschrei und wildes Geheul. Ich blickte auf — das Haus war von Indianern umringt! Schon waren sie innerhalb der Einhegung und einen Augenblick später drangen sie schaarenweise in das Haus. In wilder Verwirrung kämpfte man. Ich schlug mich mit den Waffen, die ich ergreifen konnte; mehrere Feinde stürzten unter meinen Streichen, einer aber — ein langer Wilder, der Häuptling, wie mir schien — schlang seine Arme um meine Geliebte und trug sie fort, so daß ich sie nicht mehr sah.

Ich weiß nicht mehr, wie ich auf's Pferd kam, aber ich saß darauf und galoppirte über die weite Prairie, um den Räuber zu verfolgen. Ich sah den Wilden mit Isolina in seinen Armen auf einem schneeweißen Rosse vorauseilen. Mit Ruf und Sporn trieb ich mein Pferd an, aber, wie mir schien, lange, lange Stunden vergebens. Der weiße Hengst behielt immer noch einen weiten Vorsprung und ich konnte ihm nicht näher kommen.

Plötzlich war es mir, als hätte der Wilde eine andere Gestalt angenommen. Er war nicht mehr ein Indianerhäuptling, sondern der leibhafte Teufel. Ich sah die Hörner auf seinem Kopfe und seine Füße waren gespaltene Hufe! Ich glaubte, er locke mich an den Rand irgend eines fürchterlichen Abgrundes;

und ich hatte nicht mehr die Macht, mein Pferd anzuhalten.

Ha! Der Teufel und sein höllisches Roß sind in den Abgrund hinabgesprungen! Sie haben Isolina mitgenommen. Ich muß folgen — ich kann nicht zurückbleiben. Ich bin am Rande. Mein Pferd springt in die Kluft hinein. Ich stürze — stürze — stürze!

Endlich erreiche ich die Felsen. Ich bin nicht todt — wie seltsam, daß ich nicht zerschmettert bin! Aber nein, ich lebe noch. Und dennoch leide ich. Der Durst würgt und martert mich. Herz und Gehirn schmerzen mich und meine Zunge ist wie glühendes Eisen. Das Rauschen von Wasser schlägt an mein Ohr — ein Fluß strömt dicht an mir vorüber.

Wenn ich ihn nur erreichen könnte, dann könnte ich trinken und würde wieder aufleben, aber ich kann mich nicht rühren!

Ich bin an die Felsen angekettet. Ich greife bald nach dem Einen, bald nach dem Andern und suche mich weiter zu schleppen. Zum Theil gelingt es mir; aber o welche Anstrengungen kostet es mich! Sie erschöpft meine Kräfte.

Ich erneue meine Bemühungen. Ich schleppe mich weiter fort, über ein Felsstück nach dem andern.

Ich bin dem rauschenden Wasser nun ganz nahe und fühle, wie sein kalter Schaum über mich hinwegspritzt. Ich bin gerettet!

* *
*

So ungefähr war mein Traum. Es war der Schatten einer etwas desorganisirten Wirklichkeit; die angenehmste Wirklichkeit aber war die, welche mich aufweckte.

Ich fand, daß ich in der That besprengt ward, aber nicht durch den Schaum eines Stromes, sondern durch einen plätschernden Platzregen!

Unter andern Umständen wäre mir dieser vielleicht weniger willkommen gewesen, jetzt aber begrüßte ich ihn mit einem lauten Freudenrufe. Der Donner rollte fast ununterbrochen, die Blitze leuchteten und ich hörte das Brüllen eines durch die Barranca rauschenden Stromes.

Meinen Durst zu löschen, war mein erster Gedanke, und ich streckte zu diesem Zwecke meine gekrümmten hohlen Hände aus und öffnete den Mund, so weit ich konnte, und trank auf diese Weise unmittelbar aus dem Brunnen des Himmels. Obschon aber die Tropfen dicht und schwer fielen, so war der Prozeß doch zu langsam und bald fiel mir eine bessere Methode ein.

Ich wußte, daß mein Serapé wasserdicht war. Er war einer der besten, welche die Fabrik in Parras lieferte, und hatte mich baare hundert Silberdollars gekostet. Diese Decke breitete ich auf den Boden aus und drückte sie in der Mitte in eine Vertiefung der Prairie hinein. Binnen fünf Minuten hatte ich vergessen, was Durst war, und wunderte mich, wie so Etwas mir solche Qualen hatte bereiten können.

Moro trank aus demselben „Troge" und wendete sich dann wieder dem Grase zu. Die untere Seite der Decke war trocken geblieben, eben so wie die damit bedeckte Stelle des Bodens. Hier warf ich mich nun abermals nieder, zog den Serapé über mich hinweg und sank, nachdem ich noch eine Weile dem rollenden Schlummerliede des Donners zugehört, in festen Schlaf.

Viertes Kapitel.

Auf der Prairie verirrt.

Ich schlief sanft und fest. Ich hatte keine Träume oder doch nur leichte, die ich mit dem zurückkehrenden Bewußtsein vergaß.

Es war spät, als ich erwachte. Die Sonne stieg hell an dem blauen wolkenlosen Himmel empor und stand schon viele Grade über dem Horizont.

Der Hunger war der Vater meines ersten Gedankens. Ich hatte seit einer frühen Stunde des vorigen Tages Nichts, und auch dann blos die leichte desayuna von Zuckerkuchen und Chocolade zu mir genommen.

Wer nicht an langes Fasten gewöhnt ist, erhält schon durch einen einzigen ohne Nahrung zugebrachten Tag einen Begriff von der Qual des Hungers. Diese

Qual steigert sich am zweiten Tage und erreicht am dritten ihr Maximum. Am vierten und fünften wird der Körper schwächer und die Gedanken verwirren sich. Der eigentliche Schmerz ist jedoch dann weniger heftig, und obschon die Qual noch groß ist, so ist doch der Hunger niemals schwerer zu ertragen als am zweiten oder dritten Tage.

Natürlich erleiden diese Bemerkungen nur auf solche Personen Anwendung, die nicht an langes Fasten gewöhnt sind. Ich habe Leute gekannt, welche sechs Tage lang hungern konnten und dabei weniger Qual empfanden als Andere bei einem Fasten von blos vierundzwanzig Stunden. Diese Leute waren Indianer oder Prairiejäger und ein Glück ist es für sie, daß sie mit einer solchen Ausdauer begabt sind, da sie sich oft zu den härtesten Entbehrungen gezwungen sehen.

Wie wahr ist das Sprichwort, welches sagt, daß Gott dem geschorenen Lamme den Wind zumißt.

Mein erster Gedanke war, wie ich eben sagte, an Etwas zu essen. Ich stand auf und ließ meine Augen nach allen Richtungen über die Prairie hinschweifen, aber kein Gegenstand, weder ein lebender noch ein todter, bot sich mir dar. Es gab weder vierfüßige Thiere noch Vögel und ich sah Nichts als mein Pferd, welches an den Lasso angebunden noch

ruhig weidete. Ich konnte nicht umhin, es zu beneiden, während ich seine wohlgefüllten Flanken betrachtete. Ich dachte an die Güte des Schöpfers, der auf diese Weise für seine weniger intelligenten Creaturen sorgt und sie in den Stand setzt zu leben, wo der Mensch sterben würde. Wer erkennt nicht hierin die Hand der Vorsehung?

Ich schritt bis an den Rand der Barranca und schaute hinein. Es war ein schauerlicher Abgrund von über hundert Fuß Tiefe und ungefähr eben so breit. Die Wände waren an dieser Stelle weniger steil. Die Felsstücken des Randes waren eingebrochen und bildeten ein schräges Ufer, auf welchem man zu Fuße bis auf das Bett hinab und an der entgegengesetzten Seite wieder in die Höhe klettern konnte; für ein Pferd aber war dieser Weg nicht zu passiren.

Die Klippen waren rissig und uneben, überhangende Felsstücke ragten hervor und in den Spalten wuchsen Cactuspflanzen, Dorngestrüpp und Zwergcedern (Juniperus prostrata).

Ich schauete in den Abgrund hinab. In der Nacht hatte ich den Wasserstrom hindurchrauschen hören. Auch jetzt sah man noch Spuren davon unter den Felsstücken. Es mußte eine bedeutende Wassermasse hindurchgeflossen sein und dennoch hätte

man jetzt kaum einen Becher voll daraus schöpfen können. Was noch da war, sickerte entweder in den Sand hinein oder stieg in der heißen Atmosphäre wieder zum Himmel empor.

Ich hatte meine Büchse mitgebracht, in der Hoffnung, irgend ein lebendes Geschöpf zu erspähen; nachdem ich aber eine ziemliche Strecke weit am Rande hingeschritten war, gab ich das weitere Suchen auf. Keine Spur von Vogel oder vierfüßigem Thier war zu sehen und ich kehrte wieder nach der Stelle zurück, wo ich geschlafen hatte.

Den Pflock, an welchen ich mein Pferd angebunden, aus der Erde ziehen und es satteln, war das Werk weniger Minuten. Nachdem dies geschehen, begann ich zu überlegen. wohin ich nun reiten sollte.

Natürlich zurück nach der Rancheria!

Dies war die natürliche Antwort auf eine solche Frage; aber dann kam eine zweite, die sich weit weniger leicht beantworten ließ:

Wie sollte ich den Weg dahin finden?

Meine am vorigen Abende gefaßte Absicht, meine eigene Spur zurückzuverfolgen, war nicht mehr ausführbar. Der Regen hatte die Spuren vertilgt.

Ich besann mich, daß ich weite Strecken eines leichten, staubigen Bodens passirt hatte, wo der Huf

kaum einen Eindruck zurückließ. Ich besann mich, daß der Regen einer von der Art gewesen war, welche man hier zu Lande Planetenregen nennt, und daß die ungemein großen schweren Tropfen an solchen Stellen jede Spur der Fährte verwaschen haben mußten.

Der Rückspur zu folgen, war daher nicht mehr möglich. Vorher hatte ich noch nicht an diese Schwierigkeit gedacht, und jetzt, wo sie sich mir aufdrang, war sie von einem neuen Gefühle des Schreckens und der Furcht begleitet. Ich fühlte, daß ich mich verirrt hatte!

Du lieber Leser, der Du in Deinem Lehnstuhle sitzest, denkst vielleicht, dies habe weiter nicht viel zu sagen und es handle sich blos um eine kleine Verlegenheit, welcher Jeder, der ein gutes Pferd unter sich hat, sich leicht entziehen kann. Man braucht ja nur immer geradeaus zu reiten, dann muß man mit der Zeit doch irgendwo ankommen.

Das ist ohne Zweifel Deine Idee; erlaube mir aber, Dir zu sagen, daß dies sehr von den Umständen abhängt. Es hieße dies Nichts weiter, als dem blinden Zufalle vertrauen. Allerdings könntest Du „irgendwo" ankommen, aber dieses Irgendwo könnte sehr leicht derselbe Punkt sein, von welchem Du aufgebrochen bist.

Glaubst Du vielleicht, Du könntest zehn Meilen weit in einer geraden Linie über eine Prairie reiten, wenn Du keinen einzigen Gegenstand hast, nach welchem Du Dich richten kannst?

Dann laß Dich enttäuschen — Du kannst es nicht! Reiter mit den besten Pferden haben unter solchen Umständen ihren Tod gefunden. Es gehören vielleicht Tage dazu, um aus einer fünfzig Meilen breiten Prairie herauszukommen, und Tage bringen Tod.

Hunger und Durst gewinnen sehr bald Kraft, und zwar um so eher, wenn man weiß, daß man nicht die Mittel zur Stillung des Einen oder zur Löschung des Andern hat.

Ueberdies liegt schon in der Vereinsamung ein im höchsten Grade marterndes, verwirrendes Gefühl, von welchem nur die ältesten Prairiemänner frei sind.

Deine Sinne verlieren die Hälfte ihrer Kraft, Deine Thatkraft ist geschwächt und Deine Entschlüsse werden schwach und schwankend. Du zweifelst bei jedem Schritte, ob Du auch den richtigen Weg verfolgst, und bist jeden Augenblick bereit, einen andern einzuschlagen.

Glaube mir, es ist etwas Furchtbares, auf der Prairie allein zu sein und sich verirrt zu haben!

Ich fühlte dies auch jetzt. Ich war schon

früher auf den großen Ebenen gewesen, aber es war jetzt das erste Mal, daß ich das Unglück hatte, mich darauf zu verirren, und meine Angst stieg um so höher, als der Hunger mich schon in nicht ungewöhnlichem Grade peinigte.

Ueberdies lag auch etwas Seltsames in den Umständen, welche mich in meine gegenwärtige Lage versetzt hatten. Das Verschwinden des weißen Hengstes hatte, obschon es durch vollkommen natürliche Ursachen erklärt ward, einen seltsamen Eindruck in meinem Gemüthe zurückgelassen.

Wie sonderbar, daß er mich so weit gelockt hatte und mir dann auf diese Weise entwischt war!

Ich konnte nicht umhin, eine gewisse überlegte Absicht hierin zu erblicken, und wenn ich dies glaubte, so konnte ich eine solche Absicht nur einer höheren Intelligenz oder sogar einer übernatürlichen Ursache beimessen! Ich stand wieder am Rande des Aberglaubens. Mein Verstand begann zu wanken und sich scheußlichen Phantasieen hinzugeben.

Ich kämpfte gegen solche Gedanken und es gelang mir, mit Ruhe über einige wirksame Maßregeln zu meiner Rettung nachzudenken. Ich sah, daß es Nichts nützen konnte, zu bleiben, wo ich war. Ich wußte, daß ich wenigstens ein paar Stunden lang eine gerade Richtung verfolgen konnte — die Sonne

stand am Himmel und konnte mich führen, wenigstens bis ziemlich zur Mittagsstunde. Dann mußte ich Halt machen und eine Weile warten, denn in jenem südlichen Breitengrade und gerade zu jener Zeit des Jahres steht die Sonne Mittags dem Zenith so nahe, daß selbst ein geübter Astronom nicht Norden von Süden unterscheiden könnte.

Ich bedachte, daß ich noch vor Mittag vielleicht die Waldung erreichte, obschon meine Rettung durch diese immer noch nicht verbürgt ward. Selbst die nackte Ebene ist nicht verwirrender als die Lichtungen der sie begrenzenden Mezquite-Wäldchen und des Chapparals. In diesen kann man tagelang reiten, ohne zwanzig Meilen vom Ausgangspunkte hinwegzukommen, und oft sind sie von Mitteln zur Fristung des Lebens eben so entblößt, wie die große Wüste selbst.

Von dieser Art waren meine Betrachtungen, als ich mein Pferd gesattelt und gezäumt hatte und nun dastand und meine Augen über die Ebene schweifen ließ, um hinsichtlich der einzuschlagenden Richtung einen bestimmten Entschluß zu fassen.

Fünftes Kapitel.

Eine Mahlzeit in der Prairie.

Als ich so da stand und in die Ferne hinausschauete, ward mein Auge durch einige Gegenstände angezogen.

Es waren Thiere. Von welcher Art aber, konnte ich nicht sagen. Es giebt Zeiten auf den Prairieen, wo Gestalt und Größe sich unter dem trügerischsten Anscheine zeigen. Ein Wolf scheint so groß zu sein, wie ein Pferd, und oft schon ist ein auf einer kleinen Erhöhung der Prairie sitzender Rabe für einen Büffel angesehen worden. Ein eigenthümlicher Zustand der Atmosphäre ist die Ursache der Vergrößerung, und nur das erfahrene Auge des Trappers oder Fallenstellers versteht die vergrößerten Proportionen und

die verzerrte Gestalt auf ihre eigentliche Größe und Form zurückzuführen.

Die Gegenstände, welche ich bemerkt hatte, waren volle drei Meilen entfernt. Sie befanden sich in der Richtung des kleinen Sees und natürlich auf der anderen Seite der Barranca. Es waren mehrere Gestalten — ich zählte deren fünf — die sich gespenstisch am äußersten Rande des Horizontes hin und her bewegten. Eine kurze Zeit lang — vielleicht drei oder vier Minuten, ward meine Aufmerksamkeit durch etwas Anderes von ihnen abgelenkt.

Als ich wieder hinschaute, waren sie nicht mehr zu sehen, wohl aber standen an dem Rande des Wassertümpels, in einer Entfernung von kaum fünfhundert Schritt, fünf schöne Thiere, in welchen ich Antilopen erkannte.

Sie standen so nahe am Wasser, daß ihre anmuthigen Formen sich darin spiegelten, und ihre aufrechte, gerade Stellung verrieth, daß sie nach einem raschen Laufe soeben Halt gemacht hatten.

Ihre Zahl stimmte mit der der Gegenstände überein, die ich nur einen Augenblick vorher weit draußen auf der Prairie gesehen. Ich war überzeugt, daß es dieselben waren. Die Entfernung war Nichts, denn diese Thiere besitzen fast die Geschwindigkeit einer Schwalbe.

Der Anblick der gehörnten Thiere stachelte meinen Hunger noch mehr. Mein erster Gedanke war, wie ich mich ihnen nähern sollte. Die Neugier hatte sie bis an den Wassertümpel geführt. Sie hatten mein Pferd und mich vom Weiten erspäht und waren herbeigaloppirt, um uns zu recognosciren. Dennoch aber schienen sie scheu und furchtsam zu sein und hatten augenscheinlich keine Lust, sich noch näher heranzuwagen.

Die Barranca lag zwischen ihnen und mir; ich sah aber, daß, wenn ich sie bis an den Rand derselben locken könnte, sie innerhalb des Bereichs meiner Büchse sein würden.

Ich band mein Pferd wieder an und überdachte die Sache hin und her. Ich legte mich auf den Rücken in's Gras nieder und reckte die Beine in die Höhe, aber vergebens. Das Wild rührte sich nicht von dem Rande des Wassers.

Plötzlich fiel mir ein, daß mein Serapé ein sehr bunter, von greller Farbe war, und ich besann mich nun auf eine andere Methode, welche, wenn sie auf geschickte Weise ausgeführt wird, selten mißlingt.

Meine bunte Decke ergreifend, band ich sie mit dem einen Zipfel an den Ladestock meiner Büchse, nachdem ich erst den letzteren durch den obersten Ha-

ken des Gewehrs gesteckt hatte. Mit dem Daumen meiner linken Hand konnte ich auf diese Weise den Ladestock fest und quer über den Lauf halten. Nun kniete ich nieder und hielt das Gewehr in Schulterhöhe, während der buntfarbene Serape seiner vollen Breite nach bis auf den Boden herabhing und eine vollständige Deckung für meine Person bildete.

Ehe ich diese Arrangements traf, war ich bis an den äußersten Rand der Barranca gekrochen, um so nahe als möglich zu sein, im Fall die Antilopen sich von der anderen Seite näherten.

Natürlich ward jedes Manöver mit möglichster Geräuschlosigkeit und Vorsicht ausgeführt. Ich nahm mich wohl in Acht, das Wild zu verscheuchen, und der Hunger mahnte mich auf's Nachdrücklichste, behutsam zu sein. Ich wußte, daß nicht blos mein Frühstück, sondern sogar mein Leben von dem glücklichen Ausfalle des Experiments abhängen konnte.

Es dauerte nicht lange, so bemerkte ich zu meiner Freude, daß meine List Aussicht hatte, zu gelingen.

Die Antilope besitzt, wie die meisten Thiere ihrer Gattung, eine ungemein große Neugier. Obschon sie einem bekannten Feinde gegenüber das allerschüchternste Geschöpf ist, welches es geben kann, so

scheint sie doch in Gegenwart eines Gegenstandes, der ihr neu ist, ihre Schüchternheit abzustreifen oder vielmehr, die Neugier überwindet das Gefühl der Furcht, und von ersterer getrieben, nähert sie sich jeder fremdartigen Gestalt und betrachtet sie mit verblüfftem, bewunderndem Blicke. Der Prairiewolf — ein Thier, welches selbst den Fuchs an Schlauheit übertrifft — kennt diese Schwäche der Antilope sehr wohl und weiß sie oft zu benutzen. Der Wolf ist weniger geschwind, als die Antilope, und seine Verfolgung derselben auf directe Weise würde vergeblich sein; deßhalb weiß er durch List zu ersetzen, was ihm an Schnelligkeit abgeht. Kommt daher eine Heerde Antilopen vorüber, so legt sich der Prairiewolf glatt auf das Gras nieder, krümmt sich zu einer Kugel zusammen und rollt sich so über den Boden hinweg oder macht eine Reihe ähnlicher Verrenkungen durch, während welcher er sich seinen Schlachtopfern immer mehr nähert, bis er sie mit einem einzigen Sprunge vollends erreichen kann.

Bei diesem Manöver wird er gewöhnlich von mehreren Gefährten unterstützt, denn der Prairiewolf ist gesellig und jagt in Meuten.

Das grellbunte Viereck äußerte bald seine Wirkung. Die fünf Antilopen kamen bis an den Rand

des kleinen Sees getrabt, machten Halt, betrachteten die bunte Erscheinung einen Augenblick lang und rannten dann wieder eine Strecke weit hinweg. Bald jedoch lenkten sie um und kamen wieder zurück — dies Mal anscheinend mit größerem Vertrauen und einem stärkeren Gefühle von Neugier.

Ich hörte sie ihr kurzes Schnauben ausstoßen, während sie ihre schmalen Köpfe emporwarfen und die Luft schnüffelten. Zum Glück war der Wind mir günstig und wehete direct von dem Wilde her auf mich zu; außerdem hätten sie mich gewittert und den Betrug entdeckt, denn sie kennen und fürchten die Witterung des menschlichen Jägers.

Der Trupp bestand aus einem jungen Bocke und vier Kühen und bildete ohne Zweifel den Kern eines in Aussicht stehenden, weit größeren Etablissements; denn die Antilope huldigt der Vielweiberei, und einige der älteren Männchen haben ein ungemein zahlreiches Gefolge.

Ich erkannte den Bock an seiner Größe und dem gabelförmigen Geweihe, welches die Kuh nicht hat. Er schien die Anderen anzuführen, denn diese standen Alle in einer Reihe hinter ihm und ahmten seine Bewegungen nach.

Bei der zweiten Annäherung kamen sie bis auf etwa hundertundfünfzig Schritt an mich heran. So weit trug der Kernschuß meiner Büchse, und ich machte mich schußfertig. Der Bock war mir am nächsten und ihn ersah ich daher zum Opfer. Ich zielte und drückte ab.

Sobald der Rauch sich verzogen hatte, sah ich zu meiner Freude den Bock auf der Prairie liegen und im Begriff, zu verenden. Zu meiner Ueberraschung waren die übrigen Antilopen durch den Knall nicht verscheucht worden, sondern standen verblüfft da und gafften ihren gefallenen Führer an.

Ich wollte schnell wieder laden, unvorsichtiger Weise aber war ich aufgestanden, so daß ich meine Gestalt den Augen der Antilopen blosstellte.

Dies äußerte eine Wirkung, welche weder der Knall der Büchse, noch der Fall des Bockes zur Folge gehabt hatte, und die nun erst erschreckenden Thiere lenkten um und rannten mit Windeseile davon. In weniger als zwei Minuten waren sie meinem Gesichtskreise entschwunden.

Die nächste Frage war, wie ich über die Barranca hinüberkommen sollte.

Der lockende Braten lag auf der anderen Seite,

und ich begann daher die Kluft zu untersuchen, um einen praktikabeln Uebergang zu finden.

Diesen entdeckte ich glücklicher Weise. Die Wände der Kluft waren auf beiden Seiten ein wenig zusammengebrochen und konnten erklettert werden, obschon nicht ohne bedeutende Schwierigkeit.

Nachdem ich noch ein Mal nachgesehen, ob mein Pferd sicher angebunden war, legte ich meine Büchse auf die Stelle, wo ich geschlafen hatte, und schickte mich an, durch die Barranca zu klettern, wobei ich nur mein Messer mitnahm. Die Büchse brauchte ich nicht und sie hätte mich blos beim Ersteigen der Felsenwände gehindert.

Bald war ich auf dem Boden der Schlucht und begann dann auf der entgegengesetzten Seite, wo sie steiler war, hinaufzuklettern. Eine gute Unterstützung fand ich hier an den zwischen den Felsen hervorwachsenden, schon früher erwähnten kleinen Cedern.

Dabei bemerkte ich zugleich mit einiger Ueberraschung, daß dieser Weg schon früher von Menschen oder Thieren benutzt worden sein mußte.

Die auf den Vorsprüngen liegende Erde war wie von Füßen zusammengetreten, und der Felsen an einigen Stellen bekratzt und beschmutzt. Diese Anzeichen erweckten jedoch in mir eine nur vorüberge-

hende Betrachtung. Ich war zu hungrig, um bei irgend einem anderen Gedanken als dem, welcher dem Essen galt, lange zu verweilen.

Endlich erreichte ich den Rand der Felsenwand, kletterte hinaus auf die Prairie und stand bald neben der erlegten Antilope. Ich nahm mein Messer zur Hand und agirte schon im nächsten Augenblicke als geschäftiger Fleischer.

Ohne Zweifel wird man glauben, das Nächste, was ich gethan, sei gewesen, Brennmaterialien zu suchen, um ein Feuer zum Braten des Fleisches anzünden zu können. Ich that aber Nichts der Art, sondern das Nächste, was ich that, war, daß ich mein Frühstück einnahm. Ich aß das Fleisch roh, und selbst der feinste Gutschmecker unter meinen Lesern hätte, wenn er in meiner Lage gewesen wäre, sicherlich Dasselbe gethan.

Allerdings ward ich, nachdem ich den ersten wüthendsten Hunger mit der Zunge der Antilope und einigen Stücken Fleisch gestillt, schon wählerischer und dachte, ein wenig Braten werde dem Wildpret einen noch viel besseren Geschmack verleihen. Demzufolge stand ich im Begriff, nach der Barranca zurückzukehren, um einige Aeste Cedernholz zu holen, als meine Augen auf einen Gegenstand fielen, der alle Gedanken an Kochen und Bra-

ten sofort aus meinem Kopfe verbannte und mein Herz mit Schauder erfüllte.

Der fragliche Gegenstand war ein großes Thier, in welchem ich sofort den grauen Bär, das gefürchtetste aller Geschöpfe erkannte, welche die Prairie bewohnen.

Sechstes Kapitel.

Der graue Bär als Jäger.

Der Bär war einer der größten seiner Art. Es war aber nicht sowohl seine Größe, was mir Furcht einflößte, als vielmehr die Kenntniß seiner Wildheit.

Es war nicht das erste Mal, daß ich dem grauen Bären begegnete, und ich kannte seine Gewohnheiten sehr gut. Ich wunderte mich, den Ursus ferox in dieser Region anzutreffen. Der Aufenthalt dieser Gattung ist mehr nach Westen zu unter den Engpässen der Felsengebirge; doch verlaufen sich einzelne Individuen dann und wann in östlicher Richtung bis an den Meridian des Mississippi.

Der Bär, welchen ich jetzt vor mir sah, war von gelblichrother Farbe mit fast ganz schwarzen

Beinen und Tatzen. Die Farbe ist jedoch bei diesen Thieren kein charakteristisches Kennzeichen, da in dieser Beziehung kaum zwei von ihnen einander gleich sind.

Die Form war mir aber genau bekannt, und ich konnte mich nicht irren. Ich erkannte das lange, zottige Haar, die gerade Stirn und das breite Gesicht, welches diese Gattung von dem Ursus Americanus unterscheidet. Die gelben Augen, die ungeheuren von den Lippen nur halb verdeckten Zähne und vor allen Dingen die langgekrümmten Klauen — die hervorragendsten Kennzeichen dieser Gattung, eben so wie sie auch seine furchtbarsten Angriffsmittel sind — Alles war da.

Als meine Augen zuerst auf dieses Ungeheuer fielen, kam es eben an derselben Stelle, wo ich selbst heraufgeklettert war, aus der Barranca heraus. Es waren also seine Spuren, die ich beim Erklettern der Felswand bemerkt hatte.

Als er den ebenen Boden der Prairie erreicht hatte, kam er ein paar Schritte näher, machte dann Halt, bäumte sich auf und stand auf den Hinterbeinen, während er gleichzeitig ein Schnauben hören ließ, welches dem von plötzlich im Walde aufgeschreckten Schweinen glich. Einige Augenblicke lang verharrte er in dieser aufrechten Stellung, rieb sich

den Kopf mit den Vordertatzen und sah, während er so mir gegenüberstand, einem gigantischen Affen gar nicht unähnlich.

Wenn ich sage, daß das Erscheinen dieses unwillkommenen Störers mich erschreckte, so sage ich nicht mehr als die Wahrheit.

Wäre ich zu Pferde gewesen — hätte ich auf Moro's Rücken gesessen, so hätte ich das Geschöpf nicht mehr beachtet, als die Schnecke, welche auf dem Grase hinkriecht. Der graue Bär ist zu langsam, um ein Pferd einzuholen; ich war aber zu Fuße und wußte wohl, daß das Thier mich einholen konnte, mochte ich noch so geschwind laufen.

Hätte ich voraussetzen wollen, daß er mich nicht angreifen würde, so wäre dies die Voraussetzung einer großen Unwahrscheinlichkeit gewesen.

Ich rechnete auch nicht darauf, denn ich kannte den Feind, welcher sich mir näherte zu gut. Ich wußte, daß in neun Fällen von zehn der graue Bär der Angreifer ist — daß kein Thier in Amerika sich freiwillig in einen Kampf mit ihm einläßt, und ich weiß nicht, ob der Löwe Afrika's nach einem Zusammentreffen mit diesem wilden Vierfüßler seine Lorbeern tragen würde.

Auch der Mensch scheut ein solches Zusammentreffen, wenn er nicht auf dem befreundeten Pferde

sitzt, und selbst dann geht, wenn das Terrain nicht ganz frei und offen ist, der kluge Trapper dem „alten Ephraim" — dies ist der in der Prairie übliche Spitzname des grauen Bären — so viel als möglich aus dem Wege und reitet weiter, ohne ihn zu beunruhigen.

Der weiße Jäger rechnet an Kühnheit den grauen Bären zwei Indianern gleich, während der Indianer die Erlegung eines dieser Thiere als die größte Heldenthat in seiner Lebensgeschichte betrachtet. Unter den Tapfern der Indianer ist ein Halsband von Bärenklauen ein Ehrenzeichen, da dieser Schmuck nur von Dem getragen werden darf, welcher selbst die Thiere erlegt hat, von welchen diese Gliedmaßen herrühren.

Der graue Bär seinerseits fürchtet sich vor keinem Gegner und fällt die größten Thiere an, sobald er ihrer ansichtig wird. Das Musethier, der Bison, das wilde Pferd werden, sobald er sie gepackt hat, sofort getödtet. Durch einen einzigen Schlag seiner Tatze kann er das Fleisch bloslegen, als wenn mit einem Beile hineingehauen worden wäre, und er schleppt einen ausgewachsenen Büffel, so weit es ihm beliebt. Er stürzt sich auf den Menschen, mag derselbe beritten oder zu Fuße sein, und schon oft sind ein Dutzend Jäger vor seinem wüthenden Angriffe zu-

rückgewichen. Zehn und zwanzig Kugeln sind oft auf einen grauen Bären abgefeuert worden, ohne ihn zu tödten, und nur ein Schuß durch das Gehirn oder das Herz führt seinen sofortigen Tod herbei.

Bei solcher Lebenszähigkeit und blutdürstiger Wildheit ist es nicht zu verwundern, wenn der graue Bär ein gefürchtetes Geschöpf ist. Besäße er die Schnelligkeit des Löwen oder des Tigers, so wäre er ein furchtbarerer Feind als einer von diesen beiden, und es ist nicht zu viel gesagt, wenn man behauptet, daß dann sein Bereich für den Menschen unzugänglich sein würde. Aber er ist, im Vergleich zu dem Pferde, langsam, und ein zweiter Umstand ist kaum weniger zu Gunsten Derer, welche seinen District passiren — er ist kein Baumkletterer. Freilich haus't er nicht eigentlich im Walde, gewöhnlich aber befindet sich in der Nähe seiner Schlupfwinkel einiges Gehölz, und schon manches Menschenleben ist dadurch gerettet worden, daß das Opfer, welchem er nachsetzte, sich auf einen Baum flüchtete.

Diese Punkte in der Naturgeschichte dieses Thieres waren mir wohlbekannt, und man kann sich daher denken, was ich fühlte, als ich mich plötzlich allein, zu Fuße, fast unbewaffnet, auf der nackten Ebene, einem der größten und grimmigsten dieser Ungeheuer gegenüber sah!

Kein Gebüsch und kein Baum war da, wohin ich mich hätte verstecken oder welchen ich hätte erklettern können. Es gab kein Mittel zum Entrinnen und auch fast keins zur Vertheidigung. Das Messer war die einzige Waffe, die ich bei mir hatte. Meine Büchse hatte ich auf der andern Seite der Barranca gelassen und vom Holen konnte keine Rede sein. Auch wenn ich den in die Schlucht hinabführenden Weg hätte erreichen können, so wäre es doch Wahnsinn gewesen, den Uebergang hier zu versuchen, weil der graue Bär, obschon kein Baumkletterer, mittelst seiner großen Tatzen die Felsenwand schneller erstiegen haben würde als ich. Er hätte mich eingeholt und gepackt, ehe ich den Boden der Schlucht erreicht hätte, wenn ich diesen Versuch hätte unternehmen wollen.

Uebrigens stand mir auch der Bär gerade im Wege, und ich wäre ihm buchstäblich in die Arme gelaufen, wenn ich diese Richtung hätte einschlagen wollen.

Man braucht mehrere Minuten Zeit, um diese Betrachtungen zu lesen, mir aber gingen sie in einem einzigen Augenblicke durch den Kopf. Ein einziger Blick rings herum zeigte mir die gänzliche Hülflosigkeit meiner Lage — ich sah, daß ich keine andere Wahl hatte als einen verzweifelten Kampf — einen

Kampf mit dem Messer. Die Verzweiflung, die einen Augenblick lang mir den Muth geraubt, stählte mich jetzt, und meinem grimmigen Feinde gegenübertretend stand ich bereit, ihn zu empfangen.

Ich habe von Jägern gehört, welche den grauen Bären mit keiner andern Waffe als einem Messer besiegt und erlegt haben, nur aber nach einem furchtbaren und langen Kampfe — nach vielen Wunden und schwerem Blutverluste.

Ich hatte in dem Buche eines Naturforschers gelesen, daß „der Mensch einem Kampfe mit einem Bären in wenigen Augenblicken ein Ende machen kann, wenn er die eine Hand hinreichend frei hat, um das Thier äußerlich gerade an der Wurzel der Zunge an der Kehle zu packen, da in der Regel ein sehr geringer Grad von Druck hinreichend wird, um einen Krampf des Zäpfchens herbeizuführen, welcher den Bär zu ersticken droht und ihn der Kraft beraubt, noch längern Widerstand zu leisten oder Schaden zu thun.“

Herrliche Theorie! Scharfsinniger Naturforscher! Hättest Du vielleicht Lust, das Experiment zu versuchen? Hast Du jemals von Vögeln gehört, die man dadurch fing, daß man ihnen Salz auf den Schwanz streuete? Diese Theorie ist eben so richtig

als die Deine, und ich bin überzeugt, daß die Ausführung derselben nicht schwieriger sein könnte.

Doch ich vergesse über diesen späteren Betrachtungen die Hauptsache.

Ich hatte keine Zeit, über Zusammenpressungen „der Zunge" oder „Krämpfe des Zäpfchens" nachzudenken. Mein Gegner war mit seinem Recognosciren sehr bald fertig, ließ sich wieder auf alle Viere herab, stieß ein lautes Gebrüll aus und stürzte mit weit aufgesperrtem Rachen auf mich los.

Ich hatte mir vorgenommen, seinen Angriff abzuwarten; als er aber näher kam und ich seine große, riesige Gestalt, seine schimmernden Zähne und seine feuersprühenden Augen sah, da änderte ich meinen Entschluß. Ein neuer Gedanke durchzuckte mich plötzlich — ich drehete mich herum und floh.

Der Gedanke, welcher mich bewog, dieses Verfahren einzuschlagen, war, daß der Bär vielleicht durch den Cadaver der erlegten Antilope angezogen werden und dabei einige Zeit verweilen würde — vielleicht so lange, daß ich einen Vorsprung gewinnen oder auch ganz entrinnen könnte. War dies nicht der Fall, so war doch dann meine Lage nicht schlimmer, als sie jetzt schon war.

Leider war meine Hoffnung eine nur sehr kurze. Als das grimmige Ungeheuer die Antilope erreichte,

machte es durchaus nicht Halt. Ich schauete zurück; der Bär war schon an dem Cadaver vorbei und kam mir immer näher.

Ich bin ein schneller Läufer — einer der schnellsten, die es geben kann. Manches Triumphes aus meinen Schuljahren kann ich mich entsinnen; was aber war meine Geschwindigkeit gegen einen solchen Concurrenten! Ich lief mich blos außer Athem und war dann weniger auf den verzweifelten Kampf vorbereitet, welcher nun bald beginnen müßte. Besser war es daher jedenfalls, wenn ich mich herumdrehete und den Feind sofort erwartete. Ich war schon halb entschlossen und hatte mich sogar schon halb herumgedreht, als mir ein Gegenstand in die Augen blitzte, welcher mich fast blendete. Ohne es zu wollen, hatte ich die Richtung nach dem kleinen See eingeschlagen und stand jetzt am Rande desselben. Es war die von dem Wasser zurückgespiegelte Sonne, welche mich geblendet hatte.

Eine neue Idee — gewisser Maßen eine halbe Hoffnung — stieg augenblicklich in mir empor. Es war der Strohhalm des Ertrinkenden. Das grimmige Thier war dicht hinter mir. Noch ein Augenblick und wir mußten handgemein werden. Noch nicht, noch nicht, dachte ich. Ich wollte im Wasser — im tiefen Wasser mit ihm kämpfen, dies gab mir

vielleicht einen Vortheil. Vielleicht war der Kampf dann gleicher — vielleicht konnte ich durch Untertauchen entrinnen.

Ich sprang, ohne einen Augenblick zu zögern, in den Tümpel hinein. Das Wasser ging mir bis an die Kniee. Ich watete schnell weiter nach der Mitte zu, der Schaum stieg um mich her, der Tümpel ward, so wie ich weiter kam, tiefer, und bald ging mir das Wasser bis an den Gürtel. Mit pochendem Herzen schauete ich mich um. Der Bär stand am Rande. Zu meiner Ueberraschung und Freude sah ich, daß er Halt gemacht hatte und keine Lust zu haben schien, mir zu folgen.

Ich sage: Zu meiner Ueberraschung sah ich dies, denn ich wußte, daß das Wasser für den grauen Bären nichts Abschreckendes hat. Ich wußte, daß er schwimmen kann, denn ich hatte viele seiner Art durch tiefe Seeen und reißende Flüsse schwimmen sehen. Was hinderte ihn also, mir zu folgen?

Ich konnte es nicht errathen, auch versuchte ich es in diesem Augenblicke nicht zu errathen; ich dachte an weiter Nichts als noch weiter von dem Ufer hinweg zu kommen, und watete weiter, bis ich ziemlich die Mitte des Sees erreicht hatte und bis an den Hals im Wasser stand. Weiter konnte ich, ohne zu schwimmen, nicht kommen, und blieb daher stehen

und wendete mich mit dem Gesichte nach meinem Verfolger herum.

Ich bewachte jede seiner Bewegungen. Er hatte sich abermals auf den Hinterbeinen emporgerichtet und schaute mir nach, aber immer noch, wie es schien, ohne die Absicht, mir in's Wasser nachzufolgen.

Nachdem er mich eine Zeitlang angesehen, fiel er wieder auf alle Viere nieder und begann um den Rand des Tümpels herumzurennen, als ob er eine Stelle suchte, wo er hineinspringen könnte. Die Entfernung zwischen uns betrug nicht über zweihundert Schritte, denn der ganze Tümpel hielt ungefähr noch einmal so viel im Durchmesser. Er hätte mich bald erreichen können, wenn er sonst gewollt hätte; aber aus einem oder dem andern Grunde schien er zum Schwimmen einmal keine Lust zu haben. Eine volle halbe Stunde lang lief er daher so an dem Rande hin und her.

Abgesehen von der Angst, in welcher seine Gegenwart mich erhielt, war meine Lage weit entfernt, eine behagliche zu sein.

Obschon die Sonne sehr warm schien, war das Wasser doch eiskalt, und meine Zähne begannen zu klappern wie Castagnetten.

Ich wußte nicht, wie lange dieser Auftritt dauern würde. Wohl kannte ich die rachsüchtige

Gemüthsart des grauen Bären und die unermüdliche Hartnäckigkeit, mit der er Jeden verfolgt, der seinen Groll rege gemacht hat.

Zum Glück hatte ich ihn weder verwundet noch sonst molestirt, und hoffte daher, daß meine Unschuld mich von einer längeren Belagerung erlösen würde.

Eine andere Hoffnung, meiner gefährlichen Situation entrissen zu werden, hatte ich nicht.

Er schien entschlossen, zu warten, bis ich wieder herauskäme, obschon ich ein oder zwei Mal glaubte, er stehe im Begriff, auf mich zuzuschwimmen, denn er blieb am äußersten Rande stehen, hielt den Kopf über das Wasser und schwankte mit dem Vordertheil seines Körpers hin und her, als ob er im Begriff stünde, sich in das Wasser zu stürzen.

Nachdem er auf diese Weise einige Secunden lang manövrirt, trat er aber wieder zurück und fuhr fort an dem Ufer hin und her zu laufen.

Was er von unserer beiderseitigen Situation dachte, kann ich natürlich nicht sagen. Ein Dritter, in der Eigenschaft eines Zuschauers, würde das ganze Bild als ein außerordentlich komisches betrachtet haben. Bis an den Hals in der Mitte des Teiches stehend, so daß nur mein Kopf über dem Wasser sichtbar war, muß ich einen sehr lächerlichen Anblick dargeboten haben, und jetzt, wo ich daran denke,

kann ich nicht umhin, über die Figur zu lächeln, die ich in den Augen des Bären gespielt haben muß. Damals aber lachte ich nicht; ich hatte zu viel Angst und von Lachen konnte bei mir keine Rede sein.

Eine lange Weile — eine volle halbe Stunde, glaube ich — blieb der Bär an dem Rande des Teiches. Dann und wann machte er kurze Excursionen in die Prairie hinaus, kam aber immer bald wieder zurück und betrachtete mich von Neuem, als ob er sich vorgenommen hätte, mich nicht längere Zeit aus den Augen zu lassen.

Ich hoffte, daß er sich auf die andere Seite des Teiches begeben und mir dadurch die Möglichkeit gewähren würde, einen raschen Versuch zum Erreichen der Schlucht zu machen; aber damit war es Nichts, sondern er blieb vielmehr auf derselben Seite, wo er zuerst erschienen war, als ob er meine Absicht erriethe.

Ich begann zu verzweifeln. Ich schauderte vor Frost. Der Teich mußte eine Quelle haben, so eiskalt war sein Wasser.

Ich schauderte vor Frost, aber behauptete meinen Platz, denn ich wagte nicht, mich davon fort zu bewegen. Ich fürchtete sogar das Wasser um mich her zu bewegen, um nicht etwa dadurch meinen grimmigen Feind zu reizen und seinen Angriff her-

auszufordern. Ich schauderte, wie gesagt, vor Kälte, verhielt mich aber still.

Endlich ward meine Geduld belohnt. Der Bär erblickte, als er wieder einen seiner kurzen Ausflüge in die Prairie machte, den Cadaver der Antilope. Ich sah, daß er bei einem Gegenstande Halt gemacht hatte, obschon ich nicht wußte, was dieser war, denn meine Augen befanden sich unter dem Niveau der Ebene. Gleich darauf richtete sich sein Kopf wieder empor, und in seinem Rachen hielt er die Ueberreste der Antilope. Zu meiner Freude bemerkte ich jetzt, daß er sie nach der Barranca schleppte, und eine Minute später war er damit verschwunden.

Siebentes Kapitel.

Der härteste Kampf meines Lebens.

Ich schwamm einige Striche, watete dann behutsam und ohne Geräusch, und stand bald wieder auf dem sandigen Ufer. Vor Kälte klappernd und mit triefenden Kleidern stand ich da und wußte nicht, welchen Weg ich wählen sollte. Ich stand auf der entgegengesetzten Seite des Sees — ich meine der Stelle gegenüber, wo ich hinein gestiegen war.

Ich hatte diese Seite absichtlich für den Fall gewählt, daß der Bär plötzlich zurückkehrte. Es war leicht möglich, daß er den Cadaver der Antilope bis in sein Lager schleppte und dann zurückkam, um wieder nach mir zu sehen. Diese Thiere haben die Gewohnheit, wenn sie nicht gerade von Hunger gequält werden, ihre Nahrung zu vergraben oder in ihren Höhlen aufzubewahren.

Aber auch das Fressen der Antilope wäre eine Aufgabe gewesen, die nur wenig Minuten Zeit in Anspruch genommen hätte. Der Bär kehrte vielleicht, nachdem er Blut geleckt hatte, noch viel grimmiger zurück, als er vorher gewesen.

Ich stand schaudernd und unentschlossen da. Sollte ich weiter nach der Ebene fliehen und mich dem Bereiche der Verfolgung entziehen? Dann mußte ich doch wieder zurück, um mein Pferd und meine Büchse zu holen.

Sich zu Fuße in die Prairie hineinwagen, wäre fast, als wenn man ohne Boot in's Meer gehen wollte; aber wenn ich auch sicher gewesen wäre, die Niederlassungen ohne mein Pferd wohlbehalten zu erreichen, so konnte ich doch nicht an so Etwas denken. Ich liebte meinen Moro zu sehr, um ihn hinter mir zu lassen, und lieber hätte ich das Leben selbst riskirt, als mich von diesem herrlichen Geschöpfe getrennt.

Nein, der Gedanke, ihn zu verlassen, ward sofort wieder verbannt.

Aber wie sollte ich zu ihm gelangen? Der einzige Weg, auf welchem ich durch die Barranca gelangen konnte, war so eben von dem Bären eingeschlagen worden. Ohne Zweifel war er noch auf dem Boden der Schlucht. Versuchte ich jetzt, ihm

zu folgen, so kam ich ihm abermals vor die Augen und fiel dann sicherlich seiner Wuth zum Opfer.

Ein anderer Gedanke kam mir ein. Ich wollte an der Barranca hinaufgehen und einen andern Uebergangspunkt suchen, oder sie bis an ihr Ende verfolgen und dann auf der andern Seite wieder heruntergehen. Dies war offenbar das Beste, was ich thun konnte.

Eben schickte ich mich an, meinen Plan in Ausführung zu bringen, als ich zu meinem Entsetzen den Bären wiedersah, dies Mal aber nicht auf derselben Seite, wo ich stand, sondern auf der entgegengesetzten, wo Moro mittelst des langen Lasso an dem Pfahle befestigt war.

Der Bär kletterte eben langsam aus der Schlucht heraus und schleppte, als ich ihn zuerst wieder erblickte, seinen ungeheuren Körper über den Rand der Klippe. Im nächsten Augenblicke stand er aufrecht auf der offenen Ebene.

Eine neue Bestürzung ergriff mich. Ich sah nur zu deutlich, daß er im Begriff stand, das Pferd anzufallen.

Dieses letztere hatte die Annäherung des Bären bereits bemerkt und schien seine Gefahr sofort einzusehen. Ich hatte es in einer Entfernung von ungefähr sechshundert Schritt von der Barranca befe-

stigt, und der Lasso war ungefähr sechzig Fuß lang. Beim Anblicke des Bären war Moro so weit gelaufen, als die Länge des Lasso ihm gestattete, und schnaubte und bäumte vor Angst und Schrecken.

Dieses neue Dilemma bewog mich, stehen zu bleiben und mit banger Theilnahme den Ausgang abzuwarten. Ich hatte keine Hoffnung, daß es mir möglich sein werde, meinem armen Pferde auch nur die mindeste Hülfe zu leisten — wenigstens fiel mir in diesem Augenblicke keine ein.

Der Bär rannte unmittelbar auf das Pferd zu, und mein Herz pochte hörbar, als ich das grimmige Thier immer näher kommen sah.

Moro wich jedoch dem ersten Sprunge durch eine geschickte Wendung aus und galoppirte dann in einem Kreise herum, dessen Radius der Lasso bildete. An den wiederholten Rucken, die er an dem Riemen gethan, sah ich, daß keine Aussicht zu einem Zerreißen desselben vorhanden war. Nein, es war ein Lasso von ungegerbter Haut, und folglich von der zähesten Art. Ich kannte seine Festigkeit und entsann mich, wie fest ich den Pflock in die Erde getrieben hatte.

Jetzt hatte ich Ursache, dies zu bedauern. O, was hätte ich darum gegeben, wenn ich im Stande

gewesen wäre, mit meinem Messer diesen Riemen zu durchschneiden!

Ich fuhr fort, dem Kampfe mit dem peinlichen Gefühle der Ungewißheit zuzusehen. Das Pferd galoppirte immer noch im äußersten Kreise herum, während der Bär seine Angriffe dadurch machte, daß er die Sehnen dieses Kreises durchkreuzte oder in Zirkeln von geringerem Durchmesser herumlief.

Die ganze Scene hatte viel Aehnlichkeit mit einer Vorstellung in einer Kunstreiterbahn. Moro war das Pferd, und der Bär spielte die Rolle des Stallmeisters!

Mehrmals verwickelte sich der sich im Kreise herumbewegende und straff angezogene Riemen in die Beine des Bären und warf ihn, nachdem er ihn eine Strecke weit mit fortgerissen, auf den Rücken. Dies schien die Wuth des Bären immer noch mehr zu steigern, denn er rannte jedes Mal, nachdem er sich wieder aufgerafft, dem Pferde mit verdoppeltem Ingrimme nach.

Dieses eigenthümliche Schauspiel würde mich ergötzt haben, wenn mein Gemüth nicht hinsichtlich des Ausganges auf zu peinliche Weise aufgeregt gewesen wäre.

Die Scene dauerte einige Minuten lang ohne große Veränderung in der beiderseitigen Stellung

der Agirenden. Ich begann zu hoffen, daß der Bär doch Nichts ausrichten und vielleicht, weil er das Pferd zu flink fände, seine Versuche aufgeben würde, besonders da ich bemerkt hatte, daß das Pferd ihm mehrmals einige Hufschläge versetzte, die jeden andern Angreifer wohl zurückgeschreckt haben würden. Den Bären jedoch machten sie um so wilder und rachsüchtiger.

Gerade in diesem Augenblicke trat die Scene in eine neue Phase, welche geeignet zu sein schien, die Entwickelung herbeizuführen.

Der Riemen hatte sich wieder an dem Bären verwickelt; anstatt sich aber davon loszumachen zu suchen, faßte er ihn dies Mal mit Zähnen und Tatzen. Anfangs glaubte ich, er wolle ihn zerbeißen, und dies war gerade das, was ich wünschte. Zu meiner Bestürzung aber sah ich, daß er, den Riemen fortwährend vom Frischen packend, längs desselben weiter kroch und auf diese Weise sein Opfer allmählig und sicher näher zog!

Das Pferd kreischte jetzt förmlich vor Angst.

Diesen Anblick konnte ich nicht länger ertragen. Ich besann mich, daß ich meine Büchse nahe am Rande der Barranca und in einiger Entfernung von dem Pferde zurückgelassen hatte. Ebenso besann ich mich, daß ich, nachdem ich die Antilope geschof-

sen, mein Gewehr sorgfältig wieder geladen hatte. Ich eilte vorwärts nach der Schlucht, kletterte rasch auf der einen Seite hinunter und auf der andern hinauf, raffte die Büchse auf und eilte nach dem Schauplatze des Kampfes.

Ich kam noch zur rechten Zeit. Der Bär hatte sein Opfer noch nicht erreicht, obschon dieses jetzt kaum noch sechs Fuß von ihm entfernt war.

Ich näherte mich bis auf zehn Schritt und gab dann Feuer. Gerade als ob mein Schuß den Riemen zerschnitten hätte, riß derselbe in diesem Augenblicke und das Pferd sprang mit wildem Gewieher hinaus in die Prairie.

Ich hatte, wie ich mich später überzeugte, den Bären getroffen, aber an keiner lebensgefährlichen Stelle, und meine Kugel äußerte nicht mehr Wirkung auf ihn, als ob sie ein Körnchen Vogeldunst gewesen wäre. Es war die Kraft der Verzweiflung, welche den Riemen gesprengt und das Roß in Freiheit gesetzt hatte.

Nun war ich an der Reihe; denn sobald der Bär bemerkte, daß das Pferd ihm entronnen war, wendete er sich und stürzte, ein lautes Geschrei ausstoßend, sich auf mich.

Es blieb mir keine andere Wahl als zu kämpfen.

Ich hatte keine Zeit, mein Gewehr wieder zu

laden. Ich versetzte dem Thiere einen furchtbaren Kolbenschlag, warf dann die Büchse weg und griff zu dem nun zweckmäßigeren Messer. Mit der starken, scharfen Klinge — es war ein Bowiemesser — stieß ich vor mich hin, den nächsten Augenblick aber fühlte ich mich gepackt und fest gehalten. Die scharfen Klauen zerrissen mir das Fleisch. Die eine Tatze hielt mich über den Hüften gepackt, und die zweite ruhete auf meiner Schulter, während die weißen Zähne vor meinen Augen schimmerten. Der Arm, in welchem ich das Messer führte, war frei und mit der ganzen Energie der Verzweiflung stieß ich meinem Gegner die scharfe Klinge immer und immer wieder zwischen die Rippen. Bei jedem Stiche suchte ich nach dem Herzen.

Wir stürzten mit einander zu Boden und wälzten uns einer über den andern. Das rothe Blut bedeckte uns Beide. Ich sah es aus dem Maule des grimmigen Ungeheuers strömen, und ich freuete mich bei dem Gedanken, daß mein Messer zum Sitze seines Lebens hindurch gedrungen sei. Ich war wie wahnsinnig — ich glühete von wilder Wuth und Rache, so wie man sie gegen einen menschlichen Feind fühlen würde.

Einer über den andern wälzten wir uns in dem grimmigen Kampfe um Leben und Tod. Wie-

der fühle ich die furchtbaren Klauen, die reißenden Zähne, wieder fährt meine Klinge bis an das Heft hinein! Wie viel Leben hat dieses Thier? Wird es dem rothen Stahle niemals erliegen? Seht doch das Blut — ganze Ströme von Blut — die Prairie ist roth — wir wälzen uns in Blut. Mir wird übel bei dem Anblicke — ich werde ohnmächtig —.

Achtes Kapitel.

Alte Kameraden.

Ich glaubte mich in einer zukünftigen Welt und im Kampfe mit einem furchtbaren Dämon begriffen.

Nein, diese Gestalten, welche ich um mich herum sehe, gehören der Erde an. Ich lebe noch!

Meine Wunden schmerzen mich. Jemand verbindet sie mir. Seine Hand ist rauh, aber der zärtliche Ausdruck seines Auges verkündet mir, daß sein Herz gütig und menschenfreundlich ist. Wer ist er? Woher kam er?

Ich bin noch auf der weiten Prairie; das sehe ich deutlich genug. Wo ist mein furchtbarer Gegner? Ich entsinne mich unseres grimmigen Kampfes — alles Dessen — was geschehen war, aber — ich glaubte, er hätte mich umgebracht!

Ganz gewiß war ich todt.

Doch nein, das kann nicht sein. Ich lebe ja noch. Ich sehe über mir den blauen Himmel — rund um mich her die grüne Ebene. In meiner Nähe sehe ich Gestalten — die Gestalten von Menschen, und weiterhin sehe ich Pferde.

In wessen Hände bin ich gefallen? Wer sie auch sein mögen, so sind es Freunde. Sie müssen mich aus den Klauen des Ungeheuers gerettet haben. Aber wie? Es war ja Niemand zu sehen — wie konnten sie noch Zeit genug zur Stelle kommen? Gern möchte ich fragen, besitze aber nicht Kraft genug.

Die Männer neigen sich noch über mich. Ich bemerke einen mit großem braunem, buschigem Barte.

Auch ein zweites Gesicht zeigt sich — es ist alt und hager und so verwittert, daß es eine dunkle Kupferfarbe angenommen hat.

Meine Augen schweifen von dem Einen zu dem Andern — gewisse ferne Erinnerungen rühren sich in mir. Diese Gesichter — jetzt sehe ich sie nur noch undeutlich — jetzt gar nicht mehr.

Ich war ohnmächtig geworden und war wieder bewußtlos. Abermals erwachte ich zum Bewußtsein,

und dieses Mal fühlte ich mich stärker. Ich konnte besser verstehen, was um mich her vorging.

Ich bemerkte, daß die Sonne dem Untergehen nahe war, ein an zwei Pfählen aufgehängtes Büffelfell wehrte jedoch ihre Strahlen von der Stelle ab, auf welcher ich lag. Mein Serapé lag unter mir und mein Kopf ruhte auf meinem Sattel, über welchen ein zweites Fell gebreitet worden.

Ich lag auf der Seite, so daß ich Alles sehen konnte, was vorging.

Ein Feuer brannte in der Nähe, an welchem ein Mann saß und ein zweiter stand. Meine Augen schweiften forschend von dem Einen zum Andern.

Der jüngere der beiden Männer stand auf seine Büchse gelehnt und blickte in das Feuer. Er war der Typus eines Gebirgsmannes, ein Trapper. Er maß in seinen Lederstrümpfen volle sechs Fuß, und sein Körperbau erinnerte an unsere kraftvollen sächsischen Urahnen. Seine Arme waren wie junge Eichen, und seine die Mündung seiner Büchse umspannende Hand war groß, fleischlos und muskelstark. Seine Wange war breit und fest und zum Theil mit einem buschigen, sich unter dem Kinn hinziehenden dunkelbraunen Barte bedeckt, welcher auch die Lippen umsäumte. Das Auge war grau oder blaugrau, klein und ruhig. Das Haar war hell-

braun und die augenscheinlich von Haus aus sehr weiße Gesichtsfarbe jetzt so dunkel, wie die eines Mulatten. Die brennende Sonne hatte diese Umwandlung herbeigeführt.

Das Gesicht war einnehmend und konnte früher sogar schön gewesen sein. Sein Ausdruck war kühn, aber gutmüthig, und verrieth eine menschenfreundliche, edelmüthige Gesinnung.

Die Kleidung dieses Mannes war das wohlbekannte Costüm seiner Klasse — ein Jagdhemd von zugerichtetem Hirschleder, weich und geschmeidig wie ein Handschuh; bis an die Hüften heraufreichende und an den Nähten befranſ'te Kamaschen und ächt indianische, mit Büffelhaut besohlte Moccasins oder Lederstrümpfe. Das Jagdhemd ward um den Leib herum durch einen Gürtel festgehalten, stand aber oben offen, so daß der Hals und ein Theil der Brust unbedeckt blieb. Ueber der Brust jedoch sah man das Unterhemd von feinerem Stoffe — der zugerichteten Haut einer jungen Antilope oder eines Hirschkalbes. Eine kurze Kapuze, ein Theil des Jagdhemds, hing anmuthig über die Schultern herab und endete mit einer dicken Quaste. Auf dem Kopfe trug er eine Waschbärenfellmütze — das Gesicht des Thieres befand sich über der Stirn, wäh-

rend der Schwanz gleich einem Federbusche über die linke Schulter herabfiel.

Außerdem trug er eine Schießtasche, aus der ungegerbten Haut einer Tigerkatze und mit dem Kopfe der schönen Sommerente geschmückt. Diese Tasche hing an einem Schulterriemen unter dem rechten Arme, und auf der andern Seite ein großes halbmondförmiges Horn, auf welchem manches seltsame Andenken eingegraben war.

Seine Waffen bestanden aus einem im Gürtel steckenden Messer und Pistol und einer langen Büchse, die so gerade war, daß die Linie des Laufes kaum von der des Kolbens abzuweichen schien.

Es war auf den Schmuck seiner Kleidung, Waffen und Rüststücke augenscheinlich nur wenig Aufmerksamkeit verwendet worden, und dennoch lag in seiner ganzen Erscheinung und der Art, wie er sein tunicaähnliches Hemd, und besonders die Mütze trug, etwas Anmuthiges und Keckes, was bewies, daß ihm sein Aeußeres nicht ganz gleichgültig war.

Auf seiner Brust hing ein kleines Futteral mit bunten Stachelschweinkielen verziert. Dies war der Pfeifenhalter — ohne Zweifel ein Liebespfand von irgend einer schwarzäugigen Dirne, die eben so wie er in der Wildniß ihre Heimath hatte.

Sein Kamerad war ihm in jeder Beziehung unähnlich — und hatte überhaupt keine Aehnlichkeit mit irgend einem Menschen, den ich bis jetzt gesehen.

Die ganze Erscheinung dieses Menschen war seltsam und frappant.

Er saß auf der entgegengesetzten Seite des Feuers, mit dem Gesichte theilweise nach mir gewendet und den Kopf zwischen ein Paar langen, schlanken Schenkeln haltend. Er glich mehr dem mit einem schmutzigen Felle bekleideten Stumpfe eines Baumes, als einem menschlichen Wesen, und wären seine Arme nicht in Bewegung gewesen, so hätte man ihn leicht für einen solchen Gegenstand halten können.

Aber nicht blos seine Arme bewegten sich, sondern auch seine Kinnladen. Letztere waren beschäftigt, eine Rippe abzunagen, die er halb über den Kohlen geröstet hatte.

Seine Kleidung — wenn man diesen Ausdruck hier anwenden konnte — war eben so einfach als abenteuerlich. Sie bestand aus einem Dinge, das früher einmal ein Jagdhemd gewesen sein konnte, jetzt aber mehr aussah wie ein lederner Sack mit aufgetrenntem Boden und in die Seiten eingenähten Aermeln. Es war von schmutzigbrauner Farbe, um

die Armhöhlen herum geflickt und über und über beschmiert, so daß der Schmutz eine förmliche Kruste darauf bildete. Von Zierrathen und dergleichen war keine Spur zu sehen. Eine Kapuze war ursprünglich an dem Hemd gewesen, augenscheinlich aber war dieselbe nach und nach zu Flickflecken und andern Zwecken verwendet worden, bis kaum noch eine Spur davon mehr übrig war.

Die Kamaschen und Moccasins waren würdige Seitenstücke zu dem Hemd, und schienen aus derselben Haut verfertigt worden zu sein. Sie waren ebenfalls schmutzigbraun, geflickt, verschrumpft und schmierig. Auch schlossen sie nicht ganz aneinander, sondern ließen einen Theil des Knöchels unbedeckt, und dieser war ebenfalls schmutzigbraun. Ein Unterhemd, eine Weste oder dergleichen Kleidungsstücke waren nicht zu sehen, mit Ausnahme einer dichtanliegenden Mütze, die früher einmal Katzenfell gewesen war. Das Haar war aber jetzt vollständig abgenutzt und es blieb blos eine schmierige, lederähnliche Fläche zu sehen, welche mit den andern Theilen des Costüms wohl übereinstimmte. Mütze, Hemd, Kamaschen und Moccasins sahen aus, als ob sie seit dem Tage, wo sie zum ersten Male anprobirt worden — und das mochte manch schönes Jahr her sein — nicht wieder abgelegt worden wären.

Das Hemd stand offen und ließ die nackte Brust sehen, welche eben so wie Gesicht, Hände und Knöchel von Sonne und Rauch mit einer rostigen Kupferfarbe überzogen worden war. Der ganze Mensch sah mit Kleidern und Allem aus, als ob er absichtlich geräuchert worden wäre.

Sein Gesicht verrieth einen Mann von ungefähr sechzig Jahren. Seine Züge waren spitz und etwas habichtähnlich, und die kleinen Augen dunkel, rasch und durchbohrend. Sein Haar war schwarz und kurz geschoren. Sein Teint war ursprünglich brünett gewesen, obschon in seiner Physiognomie Nichts von dem Franzosen oder Spanier zu sehen war. Wahrscheinlicher war, daß er der schwarzen sächsischen Race angehörte.

Während ich diesen Mann betrachtete, sah ich, daß er, abgesehen von der Sonderbarkeit seines Costüms, noch außerdem etwas Seltsames an sich hatte. Ganz besonders eigenthümlich sah sein Kopf aus — es fehlte Etwas daran.

Aber was fehlte denn? Die Ohren fehlten!

Es liegt etwas Schauerliches in dem Anblicke eines Menschen, der keine Ohren hat. Man denkt sofort an ein entsetzliches Drama — an eine furchtbare Scene grausamer Rache! Man denkt an begangene Verbrechen und vollzogene Strafen.

Dergleichen entsetzliche Phantasieen würden auch mich gemartert haben, wenn ich nicht zufällig gewußt hätte, weßhalb diese Ohren fehlten. Ich erkannte den Mann, welcher vor mir saß!

Es schien ein Traum oder vielmehr die Wiederaufführung eines alten Schauspiels zu sein. Jahre zuvor hatte ich diesen Mann, und zwar zum ersten Male in einer sehr ähnlichen Situation gesehen. Meine Augen ruhten auch damals auf ihm, während er wie jetzt an einem Feuer saß und briet und aß. Die Haltung war dieselbe. Das ganze Ensemble in keiner Beziehung verschieden. Es war dieselbe schmierige Katzenfellmütze, dieselben knappen Kamaschen, dieselbe braune Lederhülle des langen, dürren Körpers.

Vielleicht wären weder Hemd noch Kamaschen, seitdem ich sie das letzte Mal gesehen, ein einziges Mal abgelegt worden. Sie sahen jedoch deßhalb nicht schmutziger aus — dies war nicht möglich.

Eben so wenig aber war es möglich, diesen Menschen, sobald man ihn einmal gesehen, wieder zu vergessen. Ich erkannte ihn auf den ersten Blick. —

Es war Reuben Rawlings oder „der alte Rube," wie er gewöhnlich genannt ward, einer der berühmtesten Trapper.

Der jüngere Mann war „Bill Garey", eine zweite Berühmtheit desselben Standes, und Kamerad und fortwährender Begleiter des alten Rube.

Mein Herz erbebte vor Freude bei dem Anblicke dieser alten Bekannten. Nun wußte ich, daß ich bei Freunden war.

Ich stand im Begriffe, ihnen zuzurufen, als mein darüber hinausschweifendes Auge auf der Gruppe von Pferden haften blieb, und das, was ich nun sah, rüttelte mich aus meiner liegenden Stellung empor. Ich sah Rube's alte blinde, langohrige Mustangstute. Ihr langer, grauer Leib, ihr kahler Schwanz und ihr maulthierartiges Ansehen waren mir noch recht wohl erinnerlich. Auch das große, kräftige Pferd Garey's war da, und neben ihnen angebunden stand mein Pferd Moro.

Dies war eine freudige Ueberraschung für mich, weil Moro, nachdem er dem Bären entronnen, weit hinweg galoppirt war und ich schon befürchtet hatte, daß es mir nicht möglich sein würde, ihn wieder zu erlangen.

Dennoch aber war es nicht der Anblick Moro's, welcher mich bewog, erstaunt emporzufahren — es war dies vielmehr der Anblick eines andern wohlbekannten Thieres — eines andern Pferdes. Täuschte ich mich? War es eine Illusion? Trieben meine

Augen oder meine Phantasie wieder ihr Spiel mit mir? Nein, es war eine Wirklichkeit. Die edle Gestalt, die anmuthigen, ebenmäßigen Umrisse, das glatte, silberweiße Fell, der glatte Schweif, die aufrechtstehenden kohlschwarzen Ohren — Alles sah ich hier vor mir. Er war es.

Es war der weiße Hengst der Prairie!

Neuntes Kapitel.

Eine sonderbare Conversation.

Die Ueberraschung in Verbindung mit der Anstrengung, die ich gemacht, indem ich mich emporrichtete, überwältigte mich und ich sank ohnmächtig wieder zurück. Es war blos ein augenblicklicher Schwindel, und nach kurzer Zeit kam ich wieder zum Bewußtsein.

Mittlerweile hatten sich die beiden Männer genähert, und nachdem sie mir etwas Kaltes auf die Schläfe gelegt, blieben sie in meiner Nähe stehen und unterhielten sich mit einander.

Ich hörte jedes Wort.

„Verdammt wäre das Weibsvolk!" Ich erkannte Rube's Stimme. „Es bringt die Männer fortwährend in schlimme Geschichten. Da haben

wir's wieder einmal gesehen! Blos ein Mädchen ist daran Schuld. Verwünscht wäre das Weibervolk, sage ich."

„Na," entgegnete Garey in gedehntem Tone, „vielleicht liebt er das Mädchen. Man sagt, sie sei ganz gewaltig schön. Die Liebe ist ein starkes Gefühl, Rube."

Obschon ich die Augen ein wenig offen hatte, so konnte ich doch Rube nicht sehen, weil er hinter der aufgespannten Büffelhaut stand. Wohl aber schlug ein gluckender, gurgelnder Ton, ungefähr so wie wenn man Wasser aus einer Flasche gießt — an mein Ohr und verrieth mir, welche Wirkung Garey's Bemerkung auf seinen Gefährten gemacht hatte.

„Ich will verdammt sein, Bill," entgegnete der Letztere endlich, „ich will verdammt sein, wenn Du nicht eben so ein verwünschter Narr bist, wie der junge Bursche da selbst. Die Liebe ist also ein starkes Gefühl. Hi, hi, hi — ho! ho! ho! Freilich muß sie das wohl sein, wenn sie aus vernünftigen Menschen solche unverbesserliche Narren macht. Ich will hoffen, daß es mit diesem jungen Manne da nicht so weit gekommen ist."

„Ihr habt nie erfahren, was Liebe ist, Alter!"

„Da bist Du auf dem Holzwege, Bill. Ich habe mich auch einmal verliebt — bis über die

Hutschnur. Aber das war auch ein Mädchen, wie es wenige giebt."

Diese Worte endeten mit einem Seufzer, welcher fast klang wie das Schnauben eines Büffels.

„Was war es für ein Mädchen?" fragte Garey nach einer Pause. „Eine Weiße oder eine Indianerin?"

„Eine Indianerin? Lieber gar!" rief Rube in verächtlichem Tone. „Ich will nicht sagen, daß als Frau eine Indianerin nicht eben so gut sei als eine Weiße, wobei sie vor einer solchen noch den Vorzug hat, daß man sie leichter los werden kann, wenn man ihrer überdrüssig ist. Ich habe es auch mit so mancher Squaw gehalten — mit einem halben Dutzend vielleicht, es können auch noch mehr sein. So viel kann ich sagen, daß ich niemals eine Squaw für weniger verkauft habe, als was ich für sie gegeben — bei den meisten machte ich noch überdies einen nicht ganz unansehnlichen Profit. Deßhalb, Bill, habe ich auch gegen eine Indianerin als Weib durchaus Nichts einzuwenden — zwischen einem Weibe und einem Liebchen aber ist ein ganz verdammter Unterschied! Das Mädchen nun, von welchem ich spreche, war mein Liebchen."

„Es war also eine Weiße?"

„Ist Alabaster weiß? Sie war so weiß wie

der gebleichte Schädel eines Büffels. Und was für Haar hatte sie! Es war roth wie der Schwanz eines jungen Fuchses. Und was für Augen hatte sie! Ach, Bill, das waren Augen — so groß wie die eines Hirschbocks, und weich wie gegerbtes Rehleder. Niemals habe ich wieder ein solches Augenpaar gesehen."

„Wie hieß sie denn?"

„Charitas hieß sie, und mit ihrem Familiennamen, wenn ich mich recht besinne — Holmes — Charitas Holmes. Ja, so hieß sie. Am Big-Duck in Tennessee war der Ort, wo dieses Kind seinen ersten Maiskuchen kauete. Es müssen nun über dreißig Jahre her sein. Ich lernte sie bei einem Candiszuckeressen kennen. Wir aßen ein Stück mit einander, bis unsere Lippen zusammentrafen, und dann ging das Küssen los. Ich versichere Dir, Junge, die Lippen der kleinen Charitas waren süßer als der Candiszucker. Später trafen wir uns wieder beim Erntefeste und das dritte Mal bei einer Federschleiße, und dann ward die Geschichte richtig, und es war aus mit Reuben Rawlings. Ich sagte zu dem Mädchen ohne weitere Umstände: Charitas, sagte ich, ich kann ohne Euch nicht leben. Reuben, antwortete sie, mir geht's mit Euch eben so! Deßhalb ging ich nun fort zu ihrem Alten — Squire

Holmes — und hielt bei ihm um seine Tochter an. Aber der verwünschte alte Knauser weigerte sich, mir sie zu geben.

„Es dauerte nicht lange, so kam so ein geschniegelter, feingebildeter Handelsmann aus Connecticut. Dieser bewarb sich ebenfalls um Charitas, und, würdest Du es wohl glauben, Bill — das Mädchen heirathete ihn vom Flecke weg! Verwünscht wäre das Weibsvolk! Sie sind alle eine wie die andere.

„Nicht lange darauf traf ich mit dem Handelsmanne zusammen und prügelte ihn so durch, daß er einen Monat lang im Bett liegen mußte. Ich aber mußte deßwegen die Flucht ergreifen und schlug mich von dieser Zeit an in die Ebenen. Niemals habe ich Charitas wieder gesehen; doch traf ich einmal auf dem Missouri einen Mann, der mir von ihr erzählte. Sie war ein herrliches Geschöpf, und wenn sie noch lebt, so muß sie ein hübsches Heerdchen Kinder beisammen haben, denn der Mann sagte, sie wäre kurz nach ihrer Verheirathung mit Zwillingen niedergekommen, die gerade solche Augen und solches Haar gehabt hätten, wie sie selbst. Ja, ja, ich bleibe dabei, auf das Weibsvolk kann man sich nicht verlassen, und dieser junge Mann hier läge auch nicht da wie ein geprellter Frosch, wenn

er nicht für so ein Wesen sein Leben in die Schanze geschlagen hätte."

Bis zu diesem Augenblicke hatte ich keinen Theil an der Unterhaltung genommen, und auch keinen der beiden Trapper merken lassen, daß ich Kenntniß von ihrer Gegenwart hatte.

Alles war für mich ein Geheimniß. Die Anwesenheit des weißen Hengstes hatte mich schon hinreichend in Erstaunen gesetzt, und die meiner alten Bekannten Rube und Garey nicht weniger.

Der ganze Auftritt war ein Räthsel, und eben so wenig konnte ich mir erklären, woher sie Kenntniß von der Ursache erhalten hatten, die mich hierher gebracht. Daß sie diese Kenntniß besaßen, ging aus ihrer Conversation klar hervor. Wo konnten sie in dieser Beziehung Etwas erfahren haben? Keiner von Beiden war in der Rancheria oder bei der Armee gewesen, sonst hätte ich ganz gewiß von ihnen gehört. Auch würden sie mich in diesem Falle sofort aufgesucht haben, da wir schon von früher her sehr gute Freunde waren.

Nur sie selbst konnten mir hierüber Aufschluß geben, und ohne mich weiter mit allerhand Vermuthungen herumzuschlagen, wendete ich mich zu ihnen.

„Rube! Garey!" rief ich, indem ich die Hände ausstreckte.

„Oho! kommt Ihr allmählig zu Euch, Freundchen? Das ist recht — aber verhaltet Euch jetzt ruhig — Ihr müßt erst allmählig wieder zu Kräften kommen.“

„Nehmt einen Schluck hiervon,“ sagte der Andere mit rauher Herzlichkeit, indem er mir zugleich einen kleinen Kürbis hinreichte, den ich an den Mund setzte.

Es war aguardiente von El Paso, bei den Männern des Gebirges unter dem Namen Paß-Whisky bekannt.

Die unmittelbare Wirkung dieses starken, aber nicht schlechten spirituösen Getränkes war, daß meine Nerven dadurch gestärkt wurden und ich mich besser in den Stand gesetzt sah, mich mit meinen Freunden zu unterhalten.

„Na, wie ich sehe, habt Ihr uns noch nicht vergessen, Capitain,“ sagte Garey, der sich über die Erkennung zu freuen schien.

„Ich werde doch Euch alte Kameraden nicht vergessen.“

„Wir haben Euch auch nicht vergessen. Rube und ich haben manch' schönes Mal von Euch gesprochen. Natürlich hörten wir, daß Ihr nach den Niederlassungen zurückgekehrt wäret, und daß Ihr

ein großes Besitzthum geerbt und deßhalb Euern Namen geändert hättet."

„Der Teufel hole den Namen!" unterbrach ihn Rube. „Ich wäre jeden Tag bereit, für eine Flasche Schnaps den meinen zu ändern."

„Nein, Capitain," fuhr der jüngere Trapper fort, ohne auf Rube's Unterbrechung zu achten, „wir hätten Euch nicht vergessen — keiner von uns beiden."

„Ganz gewiß nicht," setzte Rube nachdrücklich hinzu. „Wie hätten wir auch den jungen Mann vergessen können, welcher den alten Rube für einen Bären ansah. Hi! hi! hi! — ho, ho, ho! Wie lachte Bill, als ich ihm die Geschichte von der Höhle erzählte. Wirklich, Bill, in meinem ganzen Leben habe ich Dich nicht so lachen hören. Den alten Rube für einen Bären anzusehen! Hi! hi! hi! — ho! ho! ho!"

Und der alte Trapper brach in ein lautes Gelächter aus, welches beinahe eine Minute lang dauerte.

Als er damit fertig war, fuhr er fort:

„Eine ganz vertrackte Geschichte war's doch — meint Ihr nicht auch, junger Freund? Ihr rettetet damals meinen alten Leichnam, und ich werde Euch das niemals vergessen."

„Ich glaube, Ihr habt mir schon vergolten. Ihr habt mich aus den Klauen des Bären gerettet."

„Von dem einen Bären haben wir Euch allerdings gerettet. Von dem andern aber habt Ihr Euch selbst gerettet, junger Freund, und Ihr mögt Euch nicht schlecht gewürgt haben, ehe Ihr die Bestie niederstrecktet. Euer Bowiemesser hat Euch gute Dienste geleistet."

„Was? Waren denn zwei Bären da?"

„Schauet dorthin! Liegen dort nicht ein Paar?"

Der Trapper zeigte in der Richtung des Feuers. Allerdings lagen die Cadaver zweier Bären auf dem Boden. Beide waren abgehäutet und zum Theil in Stücken gehackt.

„Ich habe aber blos mit einem gekämpft."

„Und das war genug auf einmal — mehr als genug, sollte ich meinen. Es leben nicht Viele, die nach einer solchen Rammelei mit einem grauen Bären noch mit dem Munde wackeln können."

„Ich habe also den Bär getödtet?"

„Versteht sich, junger Freund. Als ich mit Bill auf dem Platze ankam, war der Bär wie Pökelfleisch. Erst dachten wir, mit Euch stünde es nicht besser. Ihr lagt da und hieltet den Bären umarmt und der Bär hielt Euch umarmt, gerade als ob Ihr alle Beide freundlich mit einander eingeschlafen wäret

wie die verirrten Kinder im Walde. Euer Blut aber bedeckte die Prairie viele Schritte weit im Umkreise. Ihr hattet nicht mehr so viel Blut im Leibe, als ein Blutigel zu seinem Frühstück braucht."

„Aber wo kam der andere Bär her?"

„Der kam später aus der Schlucht. Bill war fortgegangen, um nach dem weißen Pferde zu sehen. Ich saß hier bei Euch, als ich auf einmal die Schnauze der Bestie hervorkommen sah. Ich wußte gleich, daß es die Bärin war, welche sehen wollte, wo ihr Mann herumbummelte. Deßhalb nahm ich meine Büchse zur Hand und schoß ihr eine blaue Bohne in's Auge, die ihr sofort den Garaus machte.

„Nun hört mich an, junger Freund; ich bin kein Doctor und Bill ist auch keiner, aber ich verstehe von der Behandlung von Wunden genug, um zu wissen, daß Ihr still liegen müßt und nicht plaudern dürft. Ihr seid nicht schlecht zerzaus't, sage ich Euch, aber nicht gefährlich. Ihr habt blos kein Blut im Körper und Ihr müßt warten, bis es sich wieder gesammelt hat. Thut noch einen Schluck aus dem Kürbis. Na, nun ist's gut, Bill; nun wollen wir ihn ruhen lassen und uns mittlerweile noch einen Bissen frisches Bärenfleisch holen."

Und mit diesen Worten bewegte sich die lederne

Gestalt, von dem jüngern Manne begleitet, in der Richtung nach dem Feuer davon.

Obschon ich sehr begierig war, über die andern mir noch räthselhaften Punkte — über das Pferd, über die Gegenwart der Trapper selbst, ihre Kenntniß von meiner wilden Jagd und der Veranlassung dazu — Aufklärung zu erhalten, so wußte ich doch, daß es vergeblich sein würde, den alten Rube nach dem, was er gesagt, noch weiter auszufragen.

Ich sah mich daher gezwungen, seinem Rathe zu folgen und mich ruhig zu verhalten.

Zehntes Kapitel.

Racheschwüre.

Bald schlief ich wieder ein und diesmal schlief ich lange und fest. Es war beinahe Mitternacht, als ich erwachte. Die Luft war sehr kühl geworden, aber ich fand, daß man mich nicht vernachlässigt hatte. Mein Serapé war dicht um mich gewickelt und hatte nebst einem Büffelfell mich während des Schlafes hinreichend gegen die Kälte geschützt.

Als ich erwachte, fühlte ich mich viel wohler und kräftiger.

Ich sah mich nach meinen Gefährten um.

Das Feuer war ausgegangen — ohne Zweifel hatte man es absichtlich ausgelöscht, damit nicht der Schein desselben in der Nacht die Aufmerksamkeit irgend eines herumschleichenden Indianers erregen möchte.

Die Nacht war hell, obschon kein Mond schien. Dagegen funkelte der Himmel von seinen Millionen Welten und das Sternenlicht setzte mich in den Stand, die Formen der beiden Trapper und die Gruppe der weidenden Pferde zu erkennen.

Von den Erstern schlief blos Einer. Der Andere saß emporgerichtet und bewachte das Lager. Er war unbeweglich wie eine Bildsäule; der wie ein Glühwurm in dem Kopfe seiner Tabakspfeife schimmernde kleine Funke jedoch verrieth, daß er vollkommen wach war.

So düster das Licht auch war, so erkannte ich doch, daß die aufrecht sitzende Gestalt die des ohrenlosen Trappers war. Garey war dagegen der, welcher schlief.

Ich hätte mir es lieber anders gewünscht. Ich sehnte mich nach einer Unterredung mit dem jüngern meiner Genossen. Ich wünschte Aufklärung und hätte mich zu diesem Zwecke lieber an Garey gewendet. Meine Unruhe aber gestattete mir nicht, zu warten, und deßhalb wendete ich mich an Rube.

Er setzte sich neben mich und ich sprach leise, um den Schlafenden nicht aufzuwecken.

„Wie kam es, daß Ihr mich fandet?"

„Wir folgten Eurer Spur."

„Ach, Ihr seid mir also nachgefolgt! Wohl schon von den Niederlassungen an?"

„Nein, so weit nicht. Bill und ich lagen in dem Chapparal und sahen, wie Ihr dem weißen Pferde nachjagtet, als ob alle Teufel der Hölle hinter Euch wären. Ich erkannte Euch auf den ersten Blick und Bill auch. „Bill," sagte ich, „das ist der junge Mann, der mich einmal im Gebirge für einen Bären ansah," und die Erinnerung an diesen Vorfall reizte mich zu einem solchen Gelächter, daß mir meine alten Rippen weh thaten. — „Ja, er ist es," sagte Bill. Und gleich darauf stießen wir auf einen Mexikaner, der Euer Führer gewesen war und umhergaloppirte, um Euch zu suchen. Er erzählte uns eine Geschichte von einer jungen Dame, die Euch abgeschickt hätte, das weiße Pferd zu fangen — es war eine Sennora mit einem ganz verwünscht langen Namen. „Verdammt wäre das Weibsvolk," sagte ich zu Bill. Sagte ich das nicht, Bill?"

Auf diese interessante Frage antwortete Bill, welcher nur halb schlief, mit einem zustimmenden Grunzen.

„Wohlan," fuhr Rube fort, „da ich sah, daß eine Schürze mit im Spiele war, so sagte ich zu Bill: „Dieser junge Mann wird nicht eher Halt machen als bis er das Pferd erwischt hat oder bis

dieses ihm entwischt ist.“ Ich wußte, daß Ihr gut beritten waret, aber ich wußte auch, daß Ihr das schnellste Geschöpf auf allen diesen Prairieen jagtet; deßhalb sagte ich zu Bill: „Bill, das wird ein langer Galopp werden.“ — „Na, das ist gewiß,“ sagte Bill. — Nun dachten wir uns gleich, daß Ihr Euch verirren könntet, denn wir sahen, daß das weiße Pferd die große Prairie zu erreichen suchte. Es ist gerade nicht die größte, die es giebt, aber was das Verirren betrifft, eine der allerschlimmsten. Eure Gelbschnäbel waren alle wieder umgekehrt, und Bill und ich sattelten daher schnell unsere Pferde und ritten Euch so rasch als möglich nach. Als wir auf die Prairie herauskamen, sahen wir von Euch weiter Nichts als Eure Spur. Dieser folgten wir; aber es wurde Nacht, ehe wir noch die Hälfte des Weges bis hierher zurückgelegt hatten, und deßhalb sahen wir uns genöthigt, Halt zu machen bis zu Sonnenaufgang.

„Am Morgen war die Spur durch den Regen fast ganz verwischt und wir brauchten ziemlich lange Zeit, ehe wir die Schlucht erreichten. — „Da,“ sagte Bill, „hier ist das Pferd hinuntergesprungen und hier ist die Spur unsers Freundes den ganzen Rand entlang.“ Eben wollten wir nun auch in die Schlucht hinunterklettern, als wir Euer eigenes

Pferd weit draußen in der Prairie ohne Sattel oder Zaum erblickten. Wir ritten stracks darauf zu, und als wir näher kamen, sahen wir Etwas gerade unter der Nase des Pferdes auf dem Boden liegen. Dieses Etwas waret Ihr selbst und der graue Bär. Ihr laget so ruhig mit einander da, wie ein Paar schlafende Beutelratzen. Euer Pferd winselte wie ein ganzer Sack voll wilde Katzen, und anfangs glaubten Bill eben so wohl als ich, es sei aus mit Euch. Als wir Euch jedoch genauer ansahen, bemerkten wir, daß Ihr blos ohnmächtig waret, während der Bär mausetodt war. Natürlich wendeten wir sogleich die geeigneten Mittel an, um Euch wieder auf die Beine zu bringen."

„Aber der Hengst? der weiße Hengst?"

„Bill erwischte ihn in der Schlucht. Ein wenig weiter unten wird diese durch große Felsenstücke versperrt. Wir wußten das, denn wir waren schon früher hier gewesen. Wir wußten, daß das Pferd nicht über diese Felsen hinwegkonnte, und Bill ging ihm nach und fand es auf einem Vorsprunge, auf welchen es hinauf geklettert war, um sich vor der plötzlichen Wasserfluth zu retten. Er fesselte das Thier sofort mit seinem Lasso und brachte es hierher. Nun, junger Freund, wißt Ihr die ganze Geschichte."

„Und das Pferd," setzt Garey hinzu, indem er

sich aus seiner liegenden Stellung emporrichtete, „das Pferd ist Euer, Capitan. Wenn Ihr es nicht niedergeritten hättet, so hätte ich es nicht so leicht fangen können. Es ist Euer, wenn Ihr es haben wollt."

„Dank, Dank! nicht blos für das Geschenk, sondern auch für mein Leben. Wäret Ihr nicht gewesen, so wäre ich vielleicht nie wieder von dieser Stelle hinweggekommen. Dank, alte Kameraden, Dank!"

Nun war Alles aufgeklärt. Es gab nun kein Geheimniß mehr, obschon ich wegen eines Ausdrucks, den Garey hatte fallen lassen, noch mit diesem ein Wort unter vier Augen zu sprechen wünschte.

Auf ferneres Nachfragen erfuhr ich, daß die Trapper auf dem Wege waren, sich mit an dem Feldzuge zu betheiligen. Die barbarische Behandlung, die sie von mexikanischen Soldaten an einem Grenzposten erfahren, hatte sie Beide zu eingefleischten Feinden Mexiko's gemacht, und Rube erklärte, er werde sich nicht eher zufrieden geben, als bis er einem halben Schock dieser gelben Bestien den Garaus gemacht habe.

Der Ausbruch des Krieges verschaffte ihnen die erwünschte Gelegenheit und sie waren nun auf dem Wege von einer fernen Gegend des Prairielandes, um sich zur amerikanischen Armee zu begeben.

Die Heftigkeit ihrer feindlichen Gesinnung gegen die Mexikaner überraschte mich ein wenig, denn ich wußte, daß sie früher nicht davon beseelt gewesen waren, und ich erkundigte mich genauer nach der von ihnen erfahrnen üblen Behandlung.

Sie erzählten mir nun die ganze Sache ausführlich.

Es war in einer der mexikanischen Grenzstädte geschehen, wo die Trapper auf eine geringfügige Anschuldigung hin auf Befehl des commandirenden Offiziers dieses Postens festgenommen und ausgepeitscht worden waren.

„Ja!" sagte Rube, mit den Zähnen knirschend, „ja — ausgepeitscht! — ein Mann des Gebirges ausgepeitscht von einem solchen verdammten Affen von einem Mexikaner! Doch, laßt es nur gut sein! So wahr Gott lebt! und wenn ich das sage, so schwöre ich es — der alte Rube verläßt Mexico nicht eher als bis er für jeden Hieb, den diese Canaillen ihm gegeben, eine davon abgewürgt hat — und das sind ihrer zwanzig."

„Denselben Schwur thue ich auch!" rief Garey mit gleichem Ingrimm.

„So ist's recht, Bill! Wir wollen die Rechnung schon ausgleichen. Zwei Mann stehen schon

auf dem Kerbholz — schaut einmal hier, junger Freund!"

Als Rube dies sagte, hielt er seine Büchse mir dicht vor die Augen und zeigte mit dem Finger auf eine besondere Stelle des Schaftes. Ich sah zwei kleine frisch in das Holz eingeschnittene Kerben.

Ich wußte recht wohl, was diese Kerben bedeuteten. Sie bedeuteten den Tod zweier Mexikaner, welche von der Kugel oder der Hand des Trappers gefallen waren.

Sie waren aber nicht die einzigen Opfer dieser untrüglichen tödtlichen Waffe. An demselben Büchsenschafte sah ich lange Reihen ähnlicher Gedenkzeichen, getrennt von einander und nur der Form nach ein wenig verschieden. Ich verstand Etwas von der Bedeutung dieser furchtbaren Hieroglyphen. Ich wußte, daß sie die Geschichte eines entsetzlich angewendeten Lebens — eines Lebens von rothen Wirklichkeiten — waren.

Der Anblick war ein keineswegs angenehmer. Ich wendete die Augen ab und schwieg.

„Hört mich an, junger Freund!" fuhr Rube fort, welcher wohl bemerkte, daß ich mich über sein Todtenregister eben nicht sehr freuete, „Ihr dürft Bill Garey und mich nicht etwa für wilde Thiere halten. Das sind wir nicht. Wir sind genugsam

gereizt worden, aber dennoch ist es nicht unsere Absicht, uns an Weibern und Kindern zu rächen wie die Indianer thun. Nein — Weiber und Kinder zählen nicht und Männer auch nicht, wenn sie nicht Soldaten sind. Gegen die armen Sklaven von Mexiko haben wir keinen Groll. Diese haben weder mir noch Bill Etwas zu leide gethan. Wir machten in Gesellschaft der Yutaw-Indianer einen Raubzug nach den Niederlassungen am Norte mit. Dort schnitt ich diese beiden Kerben ein; aber weder Bill noch ich haben den Weibern und Kindern auch nur ein Haar gekrümmt. Die Indianer thaten es freilich, aber deßhalb sagten wir uns auch sofort wieder von ihnen los. Wir kommen eben jetzt von dort her. Wir suchen ein ehrliches Gefecht unter Christen und Weißen. Deßhalb sind wir hier. So steht die Sache, junger Freund."

Ich freuete mich, Rube auf diese Weise sprechen zu hören, und gab ihm dies zu verstehen.

So verwildert der alte Trapper auch war, so wußte ich doch, daß trotz seiner gewissenlosen Gleichgültigkeit gegen gewöhnliche Gemüthsregungen noch ein Funke von Menschlichkeit in seinem Herzen lebte. Bei mehr als einer Gelegenheit hatte ich sogar Beweise einer edelmüthigen Gesinnung von dem alten Rube gesehen. Natürlich darf man Menschen von

dieser Art und Lebensweise nicht nach den Gesetzen der civilisirten Gesellschaft beurtheilen.

„Eure Absicht ist also, in irgend ein Scharfschützencorps einzutreten, nicht wahr?“ fragte ich nach einer Pause.

„Das möchte ich allerdings,“ entgegnete Garey. „Ich wollte, ich könnte mit unter Euer Corps gehen, Capitan, aber Rube will es nicht zugeben.“

„Nein!“ rief Rube mit Nachdruck. „Ich trete in kein Corps und in keine Compagnie; ich fechte auf eigene Faust. Seht Ihr, junger Freund, ich bin mein ganzes Leben lang ein freier Mann des Gebirges gewesen und verstehe von Euren Soldatengeschichten so viel wie gar Nichts. Leicht könnte ich Etwas versehen oder Euer Reglement gefällt mir vielleicht nicht, und deßhalb ziehe ich es vor, nach meiner Art und Weise zu kämpfen. Bill und ich, wir können allenfalls für uns selbst sorgen, nicht wahr, Bill?“

„Das sollte ich meinen, Alter,“ entgegnete Garey, „aber trotzdem glaube ich, es wäre besser, wenn wir uns zu einer gewissen Ordnung und Regel bequemten, besonders da der Capitan hier uns das Exercitium gewiß so leicht als möglich machen würde. Nicht wahr, Capitan, das würdet Ihr thun?“

„Die Disciplin meines Corps ist keine sehr strenge. Wir sind Scharfschützen oder Plänkler und bilden eine Freischaar, weßhalb unser Dienst auch ein ganz anderer ist, als der des regulairen und Linienmilitairs —"

„Das kann mir Alles Nichts nützen," unterbrach mich Rube. „Ich muß kämpfen, wie ich stets gekämpft habe. Ich muß kommen und gehen können, wie mir's beliebt. Ich mag mich nicht binden, denn es wäre möglich, daß ich es sehr bald bereuete und dann desertirte"

„Aber wenn Ihr Euch bindet," entgegnete ich, „so bekommt Ihr auch Sold und Verpflegung, wogegen —"

„Verdammt wären Euer Sold und Eure Verpflegung!" rief der alte Trapper, indem er mit dem Kolben seiner Büchse auf die Prairie stampfte. „Verdammt wären Euer Sold und Eure Verpflegung! Junger Freund, ich fechte um der Rache willen."

Dies ward auf energische und bündige Weise gesagt und ich machte mich mit meinem guten Rathe daher weiter nicht zudringlich.

„Schauet her, Capitan!" fuhr der Sprecher in gedämpfterem Tone fort, „obschon ich mich nicht Euren Kameraden anzuschließen gedenke, so möchte ich Euch doch um eine Gunst bitten, nämlich daß

Ihr Bill und mir erlaubt, immer in Eurer Nähe zu bleiben und Euch nachzufolgen. Ich mag keine Verpflegung — die werden wir uns schon selbst verschaffen, so lange es noch ein Stück Wild in Mexiko giebt, und giebt es keins mehr, nun, dann können wir ja einen Mexikaner fressen. Nicht wahr, Bill?"

Garey wußte, daß dies einer von Rube's Späßen war, und stimmte lachend bei, indem er gleichzeitig hinzusetzte, daß er doch lieber „irgend eine andere Bestie" verzehren würde.

„Schon gut, schon gut," fuhr Rube fort; „verhungern werden wir auf keinen Fall. Also, junger Freund, wenn Ihr auf unsere Bedingung eingeht, so werdet Ihr immer in Eurer Nähe ein Paar Kugelbüchsen haben, welche niemals versagen — niemals."

„Genug; Ihr sollt kommen und gehen können wie Ihr wollt. Ich werde mich freuen, Euch in meiner Nähe zu haben, ohne Euch an eine besondere Bedingung des Dienstes zu binden."

„Hurrah! So ist's uns recht! Komm', Bill, gieb mir noch einen Schluck aus Deinem Kürbis. Hoch lebe Texas!"

Eilftes Kapitel.

Eine brennende Prairie.

Meine Wiederherstellung ging sehr rasch von statten. Meine Wunden waren, obschon tief, doch nicht gefährlich. Es waren blos Fleischwunden, die sich unter dem kauterisirenden Einflusse der lechuguilla bald schlossen.

So ungelehrt meine Aerzte auch waren, so hätte ich doch, was mein Leiden betraf, in gar keine besseren Hände gerathen können. Beide hatten sich in ihrem abenteuerreichen, von fortwährenden Gefahren bedrohten Leben eine umfassende Praxis in der Heilkunst angeeignet, und ich würde mich in Bezug auf die Kur des Bisses einer Klapperschlange oder einer Wunde von der Tatze eines grauen Bären ihnen lieber anvertraut haben, als dem gelehrtesten und erfahrensten Chirurgen.

Der alte Rube ganz besonders verstand sich gründlich auf die einfache und doch so wirksame Pharmakopöe der Prairieen und seine Anwendung des Saftes der Pitapflanze, welche er unter den Felsenstücken der Schlucht aufsuchte, verrieth seine Geschicklichkeit.

Diese Pflanze, eine Bromelia, ist von demselben genus wie die Agave americana und wird von Reisenden oft mit der letztern verwechselt, obschon sie eine von dem angebauten Maguey ganz verschiedene Pflanze ist. Sie wächs't in den meisten Gegenden von Mexiko und Südamerika und erstreckt sich nördlich bis zum dreißigsten Breitengrade, ja sogar noch weiter. Es giebt keinen Boden, der so unfruchtbar oder trocken wäre, daß sie nicht darin wüchse. Sie ist eine ächte Wüstenpflanze und selbst auf dem nackten Felsen sieht man ihre gekrümmten dornigen Blätter rasch nach allen Seiten hin von dem hohen Blumenstengel ausgehen, welcher gerade wie eine Signalstange bis zur Höhe von zwanzig Fuß emporragt.

Die Verwendung dieser Pflanze ist, wie schon bemerkt worden, eine sehr mannichfaltige. Die Faser ihrer Blätter kann zu Bindfaden, Stricken und Leinwand verarbeitet werden. Aus dem Stengel macht man Zäune und mit den Blättern deckt man

Dächer. Ihr destillirter Saft giebt den feurigen, aber nicht ungesunden Mezcal, und das Mark wird gegessen. Ganze Indianerstämme, die Libans, Comanches und Apaches — nähren sich hauptsächlich von diesem Marke, und eine Völkerschaft der großen Apache-Nation ist unter dem Namen der Mezcaleros oder Mezcal-Esser bekannt. Sie backen die Pflanze zugleich mit wildem Pferdefleisch in Oefen von erhitzten Steinen. Wenn das Mark auf diese Weise zubereitet ist, sieht es fast ganz durchsichtig aus, wie candirte Früchte. Ich habe es selbst sehr oft gegessen und sehr wohlschmeckend und delicat gefunden. Das Kauen ist von einem prickelnden Gefühl auf der Zunge begleitet, was für Den, der nicht daran gewöhnt ist, etwas sehr Eigenthümliches hat.

Diese Pflanze ist ein Geschenk der Natur für die wüsten Länderstriche, wo sie in der größten Ueppigkeit wächs't und in dem Haushalte der wilden Eingeborenen denselben Zwecken dient, wie die Ixias, Mesembryanthemums und Zamias — das Kaffernbrot — auf den heißen, unfruchtbaren Karuhs von Südafrika.

Eine der geschätztesten Eigenschaften dieser Bromelie ist die kauterisirende Wirkung ihres Saftes. Dieselbe ist den Eingeborenen der mexikanischen

Hochebene und den Peruvianern, welche in ihrem Lande mehrere Gattungen von gleicher Eigenschaft finden, sehr wohl bekannt. Gewöhnliche Wunden vernarben durch Anwendung dieses Saftes in wenigen Stunden, und selbst tiefgehende schließen sich und heilen mit der Zeit.

Meine Gefährten wußten dies recht wohl, und nachdem sie aus den Blättern der Pflanze den Saft ausgepreßt und ihn bis zu Honigdicke eingekocht, bestrichen sie meine Wunden damit. Diese Operation wiederholten sie von Zeit zu Zeit, und die Rißwunden von den Bärentatzen heilten binnen einer wunderbar kurzen Periode.

Auch meine Kräfte fanden sich bald wieder. Garey sorgte mit seiner Büchse für die Küche, und die gesprenkelte Schnepfe, das Prairiehuhn und frischgebratene Wildpretsrippen waren Leckerbissen selbst für einen Kranken.

Nach drei Tagen war ich stark genug, um wieder zu Pferde zu steigen, und wir sagten daher unserm Lagerplatze Lebewohl und nahmen unsern schönen Gefangenen mit. Er war noch wild, wie ein Hirsch, doch gebrauchten wir die entsprechenden Vorsichtsmaßregeln, um ihn nicht entwischen zu lassen. Die Trapper nahmen ihn in die Mitte und

hatten ihn jeder mit einem langen Riemen an dem Sattel befestigt.

Wir kehrten nicht auf dem Wege zurück, den wir gekommen waren, denn meine Gefährten kannten einen kürzern, oder wenigstens einen, auf welchem wir eher Wasser erreichten, was auf einer Prairiereise die wichtigste Rücksicht ist.

Wir nahmen daher eine mehr westliche Richtung, um in einiger Entfernung oberhalb der Rancheria auf den Rio Grande zu stoßen.

Der Himmel war bleigrau, die Sonne nicht sichtbar, und da wir sonach keinen Führer am Himmel hatten, so wußten wir, daß wir sehr leicht von der geraden Richtung abkommen konnten. Um dies zu vermeiden, nahmen meine Gefährten zu einem von ihnen selbst erfundenen Kompasse Zuflucht.

Als wir nämlich unser Lager verließen, ward ein gerader Ast in den Boden gesteckt und oben darauf ein Stück Bärenfell gelegt, welches mit seinem langen Haar auf eine Entfernung von über einer Meile deutlich zu sehen war.

Nachdem wir uns über die Richtung entschieden, ward ein zweiter Stab auf dieselbe Weise mit einem Stück Bärenfell oben darauf in einer Entfernung von einigen hundert Schritt von dem ersten ebenfalls in den Boden gepflanzt.

Diesen Signalstangen den Rücken kehrend, ritten wir mit vollkommener Zuversicht weiter und schauten dann und wann zurück, um uns zu überzeugen, daß wir noch die gerade Richtung innehielten. So lange diese Zeichen sichtbar waren und wir uns mit ihnen in gleicher Richtung befanden, konnten wir nicht anders als geradeaus reiten.

Es war dies eine sehr sinnreiche Erfindung, obschon ich jetzt nicht zum ersten Male einen Beweis von dem Instinkte meiner Freunde, der Trapper, erhielt und deßhalb mich nicht weiter darüber wunderte.

Als die schwarzen Büschel fast nicht mehr zu sehen waren, ward ein ähnliches Paar — wozu wir die Materialien mitgebracht — errichtet, und diese sicherten unsere Richtung auf abermals eine Meile. Dann wurden wiederum frische Stangen eingepflanzt und so immer fort, bis wir etwa sechs Meilen auf der Ebene zurückgelegt hatten.

Gerade vor uns ward nun ein Gehölz sichtbar, welches anscheinend noch ungefähr fünf Meilen entfernt war. Nach diesem nahmen wir unsere Richtung. Gegen Mittag erreichten wir das Gehölz und fanden, daß es aus Eichen, Mezquites und wilden Chinabäumen bestand, während hier und

da auch einige höhere Bäume der Honigheuschrecke (Gleditschia triacanthos) emporragten.

Es war kein dichter Wald, sondern eine Reihenfolge von Hainen mit Oeffnungen dazwischen — Zugängen und grünen Wiesen.

Diese Plätze waren sehr angenehm, und müde von dem langen Ritte, hätte ich gern einen davon zum Ruheplatze gewählt; aber es war kein Wasser da, und ohne Wasser konnten wir nicht Halt machen.

Eine kurze Strecke weiter mußten wir einen Strom erreichen — einen kleinen Arroyo und Nebenfluß des Rio Grande.

So versprachen meine Gefährten und wir ritten weiter.

Nachdem wir ungefähr eine Meile durch die Gehölzlichtungen zurückgelegt, kamen wir auf den Rand einer Prairie von bedeutendem Umfange heraus. Sie war volle drei Meilen im Durchmesser und gänzlich verschieden von der Ebene, die wir hinter uns gelassen. Sie war von der Art, welche in der Jägersprache eine „Blumenprairie" genannt wird — das heißt, ihre Oberfläche war anstatt mit Gras, mit einem Dickicht von blühenden Pflanzen, wie Helianthus, Malven, Altheen, Hibiscus und andern dergleichen hohen Gewächsen bedeckt, die eng an einander standen und häufig durch wilde Erbsen-

ranken und verschiedene Gattungen Convolvulus mit einander verkettet wurden.

Eine solche Blumenprairie war die jetzt vor uns liegende, aber dennoch war keine einzige Blume zu sehen. Sie waren alle bereits verblüht, verwelkt und ausgefallen, vielleicht ohne daß ein menschliches Auge sie gesehen hatte, und die vertrockneten, von der heißen Sonne verbrannten Stengel sahen braun und abschreckend aus. Sie knisterten und zerbrachen bei der leisesten Berührung und streuten ihre Saamenkörner wie Regentropfen über die lockere Erde.

Anstatt quer durch diese Prairie hindurch zu reiten, ritten wir am Rande derselben hin und gelangten nach nicht langer Zeit an die Ufer des Arroyo, der hier vorüberströmte.

Wir hatten einen nur kurzen Marsch gemacht, meine Begleiter aber, welche fürchteten, daß ein längerer Ritt mir ein Fieber zuziehen könne, schlugen vor, die nächste Nacht hier zu campiren und unsere Reise am nächstfolgenden Tage zu beenden. Obschon ich mich stark genug fühlte, noch weiter zu reiten, so wendete ich doch gegen diesen Vorschlag Nichts ein und unsere Pferde wurden sofort abgesattelt und an dem Ufer des Arroyo mittels langer Riemen an eingeschlagenen Pfählen befestigt.

Der Fluß durchströmte ein kleines grünes Thal,

in welchem wir unsere Pferde unterbrachten; zu unserem Lager jedoch bot sich ein besserer Platz auf dem höher gelegenen Terrain dar und wir wählten eine Stelle unter dem Schatten eines großen Heuschreckenbaums am Rande der großen Blumenwüste.

Hierher trugen wir auch unsere Sättel, Zäume und Decken, und zündeten, nachdem wir eine Quantität dürrer Aeste und Reiser gesammelt, unser Lagerfeuer an.

Unsern Durst hatten wir durch das Wasser des Flusses bereits gelöscht; obschon wir aber alle Drei sehr hungrig waren, so erwies sich doch das getrocknete Fleisch des grauen Bären als eine sehr armselige Mahlzeit.

Der Fluß schien von ziemlich vielen Fischen bevölkert zu sein. Garey führte die zum Angeln nöthigen Geräthschaften bei sich und ich schlug vor, einen Versuch damit zu machen.

Der junge Trapper versah die Angelhaken mit dem nöthigen Köder und dann gingen wir mit einander an das Ufer, warfen unsere Schnuren aus, setzten uns nieder und warteten geduldig, ob Etwas anbeißen würde.

Der Fischfang war nicht nach Rube's Geschmack. Einige Minuten lang sah er zu, aber augenscheinlich mit geringem Interesse, sowohl an der Operation

selbst als an dem, was möglicher Weise dadurch gewonnen werden konnte. Rube war einmal kein Fischesser.

„Der Teufel hole Eure Fische!" rief er endlich. „Eine Wildpretskeule ist mir lieber als alle Fische in Texas. Ich will einmal sehen, ob ich Etwas aufscheuchen kann. Es sieht mir hier ganz darnach aus, als ob es viel Wild geben müßte."

Mit diesen Worten nahm der alte Trapper seine Jagdbüchse auf die Schulter, schritt an dem Ufer hinauf und war bald unsern Blicken entschwunden.

Garey und ich setzten unser Angeln mit nur geringem Erfolge fort. Eben war es uns gelungen, ein paar sogenannte Katzenfische, die durchaus nicht zu den schmackhaftesten gehören, herauszuziehen, als der Knall von Rube's Büchse an unser Ohr schlug.

Der Schall schien von der Blumenprairie herzukommen und wir liefen Beide an dem hohen Ufer hinauf, um zu sehen, was Rube erlegt hätte.

Wir sahen ihn in einer Entfernung von ungefähr einer halben Meile in der Prairie. Sein Kopf und seine Schultern ragten über die hohen Helianthusstengel empor, und daran, daß er sich wiederholt bückte, sahen wir, daß er höchst wahrscheinlich mit dem Abhäuten und Ausweiden des erlegten Wildes

beschäftigt war. Das Wild selbst konnten wir wegen der hohen Stengel natürlich nicht sehen.

„Wahrscheinlich ist es ein Reh," bemerkte Garey. „Büffel verlaufen sich seit einigen Jahren nicht mehr so weit südlich, obschon ich einige noch höher oben am Grande erlegt habe."

Ohne daß Einer von uns Beiden weiter Etwas bemerkte, stiegen wir wieder nach dem Arroyo hinab und setzten unser Angeln fort. Wir nahmen es als etwas Ausgemachtes an, daß Rube unserer Hülfe nicht bedurfte, weil er uns sonst ein Signal gegeben haben würde. Ganz gewiß kam er mit dem erlegten Wilde bald in's Lager zurück.

Wir hatten eben entdeckt, daß der Silberfisch — eine Gattung Hyodon — in dem Flusse sehr häufig war, und dies lockte uns zurück. Wir wünschten Einige zu unserm Mittagsmahle zu fangen, denn wir wußten, daß sie vortrefflich schmecken und dem verachteten Katzenfische bei Weitem vorzuziehen sind. —

Nachdem wir unsern Köder mit einigen kleinen Stücken Goldtresse vertauscht, die ich von meiner Uniform abtrennte, gelang es uns, mehrere dieser schönen Fische aus dem Wasser zu ziehen, und wir wünschten eben einander Glück zu dem delicaten Schmause, den sie uns gewähren würden, als unser

Gespräch plötzlich durch ein knisterndes Geräusch unterbrochen ward, welches uns Beide bewog, unsere Augen nach der Prairie hinzuwenden.

Der Anblick, der sich uns hier darbot, bewog uns gleichzeitig, auf unsere Füße emporzuspringen. Unsere Pferde bäumten sich schon an ihren Lasso's und wieherten vor Angst, und Rube's Mustangstute namentlich kreischte und winselte laut und unaufhörlich.

Die Sache war kein Geheimniß, sondern auf den ersten Blick vollkommen klar.

Der Wind hatte einige Funken unter die trockenen Blumenstengel geweht und die Prairie stand in Flammen!

Obschon durch den ersten Anblick des Brandes nicht wenig erschreckt, hatten wir doch für uns selbst Nichts zu fürchten. Die Niederung, auf der wir standen, war ein Rasen von kurzem Büffelgras. Es war nicht wahrscheinlich, daß dieses Feuer fangen würde, und selbst wenn dies der Fall war, konnten wir ihm mit leichter Mühe entrinnen.

Wenn das Gras leicht und kurz ist, so hat ein Prairiebrand keine große Gefahr und man kann durch die brennende Linie hindurchrennen, ohne weitere Beschädigung zu erleiden, als daß das Haar versengt oder man vom Rauche belästigt wird.

Auf einer mit dichter und üppiger Vegetation bedeckten Ebene aber ist die Sache eine ganz andere.

Wir fühlten deßhalb, wie schon gesagt, für uns selbst keine Furcht, wohl aber für unsern Kameraden, und seine Lage erfüllte uns mit Schrecken.

War er noch da, wo wir ihn zuletzt gesehen?

Das war die erste Frage, die wir an einander richteten. Wenn dies der Fall war, dann war seine Gefahr in der That groß und an ein Entrinnen fast nicht zu denken. Wir hatten ihn eine volle halbe Meile draußen unter den dürren Blumenstengeln gesehen. Ueberdies war er zu Fuße. Einen Rückzug nach der entgegengesetzten Seite der Prairie versuchen zu wollen, wäre Thorheit gewesen, denn bis dahin war es wenigstens drei Meilen. Selbst wenn er zu Pferde gewesen wäre, würden die Flammen ihn doch eingeholt haben Beritten oder zu Fuße, konnte er doch durch diese hohen Stengel nicht entfliehen, denn sie waren überdies durch Erbsenranken und andere Schlingpflanzen so fest an einander gekettet, daß kaum das stärkste Pferd hindurchzukommen vermocht hätte.

Die Rückkehr nach der nächstgelegenen Seite wäre seine einzige Rettung gewesen; aber dann mußte er dem Feuer gerade entgegen gehen, und wenn er nicht schon lange zuvor, ehe die Flammen aus-

brachen, sich auf den Weg gemacht hatte, so war es klar, daß ihm der Rückzug in dieser Richtung abgeschnitten war. Die Pflanzen waren, wie schon bemerkt, trocken wie Zunder, und die von Windstößen getriebenen Flammen ließen dann und wann ihre rothen Zungen emporschießen, leckten die verdorrten Stengel auf, wandten sich wie Schlangen um sie herum und verzehrten sie fast augenblicklich.

Von schlimmen Ahnungen getrieben, eilten ich und mein Kamerad sofort auf die Prairie zu.

Als wir das Feuer zuerst bemerkten, hatte es sich nur einige Schritte zu beiden Seiten des Heuschreckenbaumes ausgebreitet, den wir zu unserm Lager gewählt hatten. In diesem Augenblicke befanden wir uns diesem Punkte nicht mehr gegenüber, weil wir ein wenig an dem Arroyo hinuntergegangen waren. Deßhalb liefen wir jetzt nicht nach dem Lager zu, sondern nach dem nächsten hochgelegenen Punkte, um die Situation unsers Freundes überschauen zu können.

Als wir diese ungefähr dreihundert Schritte von dem Heuschreckenbaume entfernte Anhöhe erreichten, sahen wir zu unserm Erstaunen, daß das Feuer sich schon weit ausgebreitet hatte und beinahe bis an den Punkt brannte, wo wir hinaufgestiegen waren. Wir hatten nur einen Augenblick Zeit,

hinauszuschauen, als auch schon die Flamme zischend und knisternd sich an uns vorüber wälzte und durch ihre Feuermauer uns die Aussicht auf die Prairie abschnitt.

Dieser Blick aber hatte uns Alles gezeigt und unsere Herzen mit Kummer und Entsetzen erfüllt. Er offenbarte uns die Situation des Trappers — die jetzt nicht mehr eine blos gefahrvolle war, sondern, wie wir vermuthen mußten, ihm den sichern Tod bereitete! Er war noch an der Stelle, wo wir ihn zum letzten Male gesehen, und hatte augenscheinlich keinen Versuch gemacht, zu entrinnen. Vielleicht hatte die Kenntniß, daß ein solcher Versuch fruchtlos sei, ihn abgehalten, denselben zu machen. Der Gedanke, daß er eben so gut auf dem Platze, wo er stand, sterben, als im Begriff, vor den Flammen zu fliehen, von diesen aufgeleckt werden könnte, hatte ihn festgehalten.

O, es war ein furchtbarer Anblick, diesen alten Mann und verstockten Sünder mit einem Male in den Rachen des Todes stürzen zu sehen! Ich sehe noch jetzt seinen wilden Blick, als die sich zwischen uns wälzende rothe Flamme ihn unsern Augen entzog. Wir hatten ihn nur einen einzigen Augenblick lang gesehen und nur sein Kopf und seine Schultern waren über die langen Stengel hinweg sichtbar.

Er gab kein Zeichen, weder durch einen Ruf, noch durch irgend eine Bewegung, aber ich glaubte selbst aus dieser Ferne seinen verzweiflungsvollen Blick lesen zu können.

Gab es keine Hoffnung? Konnte keine Anstrengung gemacht werden, ihn zu retten? Konnte er Nichts für sich selbst thun? War es ihm nicht möglich, einen freien Raum rings um sich zu schaffen und die dürren Pflanzen innerhalb desselben zu verbrennen, ehe noch die Feuerlinie so weit kam?

Dieses Mittel ist allerdings oft mit Erfolg angewendet worden, aber niemals auf einem Terrain wie dieses. Die Pflanzen standen zu dicht und waren zu hoch — es ließ sich nicht thun — Garey sagte, es sei unmöglich.

Es war demnach keine Hoffnung. Der Trapper war verloren!

Zwölftes Kapitel.

Rube lebendig gebraten.

Verloren ohne Zweifel — einem raschen, furchtbaren und sichern Tode geweiht war der ohrenlose Trapper. Binnen fünf Minuten mußte es aus sein mit ihm. Die schneller als eine angreifende Reitercolonne vorrückende Flammenmauer mußte ihn bald umhüllen, und sicherer als Karabinerkugel und Säbelhieb war der Tod, den diese zischende, knisternde Feuercohorte einhertrug. Hier und da schritten plötzlich hoch emporschießende Strahlen vor der Hauptlinie einher, gleich feurigen Riesen, die ihre rothen Arme ausstreckten, um ihr Schlachtopfer zu packen. Schon hauchte ihr heißer Athem ihn an — noch eine Minute, und er mußte umkommen.

Wie betäubt standen Garey und ich da und

sahen dem Umsichgreifen der Flammen zu. Keiner von uns sprach ein Wort — peinliche Gemüthsbewegungen erfüllten uns. Unsere Herzen schlugen hörbar. Das meine empfand bittern Schmerz, aber ich wußte, daß das meines Gefährten dieselbe Qual erduldete.

Ich schaute ihm in's Gesicht. Sein Auge war starr und schauete unverwandt nach einer und derselben Richtung hin, als ob es die Feuermauer durchbohren könnte, welche sich von dem Platze, auf dem wir standen, immer mehr hinweg- und dem verhängnißvollen Platze näher wälzte. Der Ausdruck dieses Auges war furchtbar anzusehen. Es war ein Blick der innersten Seelenangst. Eine einzige Thräne war ihm entquollen und rann die rauhe an solchen Thau nicht gewöhnte gebräunte Wange herab. Die breite Brust hob sich rasch und krampfhaft, und es war klar, daß der Mann kaum Athem zu holen vermochte. So stand er stieren Blicks da und lauschte auf den Sterberuf seines alten Kameraden — seines Busenfreundes.

Nicht lange dauerte die Ungewißheit, obschon kein Gekreisch und kein Ruf einer Menschenstimme, der die Krisis bezeichnet hätte, zu vernehmen war. Ward auch vielleicht ein solcher ausgestoßen, so hörten wir doch Nichts davon. Es wäre dies auch

nicht möglich gewesen, denn er wäre übertäubt worden durch das Brüllen der Flammen und das Krachen der hohen Halme und der eingezwängten, durch das Feuer freigewordenen Gase, welches wie ein ununterbrochenes Musketenfeuer klang. Kein Todesschrei schlug an sein Ohr, aber trotzdem waren wir überzeugt, daß das Drama seine Entwickelung erreicht hatte. Der unglückliche Trapper war lebendig gebraten!

Schon waren die Flammen über die Stelle hinweg, wo wir ihn zuletzt gesehen — weit darüber hinaus — den kahl- und schwarzgebrannten Boden hinter sich lassend. Obschon der Rauch uns die Aussicht auf die Ebene benahm, so wußten wir doch, daß die Katastrophe vorüber war — das unglückliche Opfer war erlegen, und es blieb nun weiter Nichts übrig, als unter der glimmenden Asche seine Gebeine aufzusuchen.

Bis zu diesem Augenblicke hatte Garey unverwandt schweigsam und starr dagestanden wie eine Bildsäule.

Es war nicht Hoffnung, was ihn bewog, so wie angewurzelt stehen zu bleiben. Gleich von Anfang an hatte er kein solches Gefühl gehegt. Es war eher eine durch die Verzweiflung herbeigeführte Lähmung. Jetzt, wo die Hoffnung vorüber und er

überzeugt war, daß sein Kamerad umgekommen sei, erschlafften plötzlich seine so lange angespannten Muskeln — seine Arme sanken wie kraftlos herab — Thränen rannen ihm die Wangen herab — sein Kopf neigte sich vorwärts — und mit heiserer, halberstickter Stimme rief er:

„Ach! Er ist nicht mehr — er ist nicht mehr! Wir sehen den armen alten Rube nie wieder!"

Mein Schmerz war, obschon vielleicht nicht so stark wie der meines Begleiters, doch nichtsdestoweniger peinlich genug. Ich kannte den ohrenlosen Trapper recht gut — ich war unter seltsamen Verhältnissen sein Genosse gewesen — unter Auftritten der Gefahr, welche die Herzen des Menschen fester an einander knüpfen, als schmeichelnde Redensarten oder leere Artigkeiten. Mehr als einmal hatte ich ihn in der Stunde der Gefahr erprobt gesehen und ich wußte, daß trotz der Wildheit dieses excentrischen Charakters — trotz seiner Verbrechen, möchte ich hinzufügen — sein durch die Erziehung schlecht geleitetes und durch spätern Umgang auf Abwege geführtes Herz noch viele Tugenden barg. Ich könnte viele Beweise hiervon anführen und gestehe, daß ein der Freundschaft verwandtes Gefühl zwischen mir und diesem eigenthümlichen Menschen entstanden war.

Zwischen Garey und Rube war das Band ein noch viel innigeres. Langer und unzertrennlicher Umgang, ein jahrelanges Leben getheilter Beschwerden und Gefahren — gleiche Gewohnheiten und Lebensanschauungen — obschon sie in Bezug auf Temperament, Alter und Gemüthsart sehr verschieden von einander waren — alles Dies hatte ein festes, unauflösliches Band der Freundschaft um die Beiden geschlungen. Sie waren, um ihren eigenen treffenden Ausdruck zu gebrauchen, gleichsam an einander gefroren. Kein Wunder daher, daß der Blick, mit welchem der junge Trapper diese schwarzgebrannte Ebene betrachtete, den unbeschreiblichsten Seelenschmerz verrieth.

Ich gab keine Antwort auf seinen wehmüthigen Ausruf. Was hätte ich auch sagen können? Ich konnte ihm ja keinen Trost bieten. Ich weinte eben so wie er, und mein Schweigen war nur eine Zustimmung zu seinem traurigen Monologe.

Nach einem Augenblicke fuhr er mit immer noch vor Gemüthsbewegung zitternder Stimme fort:

„Kommt, Kamerad. Was kann es nützen, wenn wir hier stehen bleiben und flennen wie die alten Weiber!"

Mit seiner breiten Hand wischte er sich die

Thränen ab, als ob er sich schämte, deren vergossen zu haben.

„Es ist aus mit ihm. Wir wollen seine Gebeine suchen — das heißt, wenn noch Etwas von ihm übrig geblieben ist — und sie auf christliche Weise zur Erde bestatten.“

Wir holten unsere Pferde, setzten uns auf und ritten über den kahlgebrannten Boden. Die Hufe der Thiere warfen die noch glimmende Asche empor und sie bäumten wild in die Höhe, wenn sie zuweilen auf eine noch rothglühende Schlacke traten. Der Rauch verursachte uns heftigen Schmerz in den Augen und hinderte uns, weit zu sehen. Doch lenkten wir uns, so gut wir konnten, nach dem Punkte, wo wir den Trapper zuletzt gesehen und seine Ueberreste zu finden erwarteten. Als wir der Stelle näher kamen, fielen unsere Augen auf eine dunkle Masse, die auf der Ebene lag und viel größer war als der Körper eines Menschen. Wir sahen nicht eher, als bis wir uns auf wenige Fuß genähert, was es eigentlich war, und selbst dann war es nicht leicht, den Cadaver eines Büffels darin zu erkennen, obschon es in der That ein solcher war.

Es war das Wild, welches der Trapper erlegt. Es lag noch da, wie es gefallen war und wie diese Thiere gewöhnlich fallen — auf der Brust — mit

weit ausgespreizten Beinen und den höckerigen Schultern nach oben gerichtet. Wir sahen, daß unser unglücklicher Freund mit dem Abhäuten des Thieres beinahe fertig gewesen war, denn die längs des Rückgrates abgetrennte Haut war vom Rücken und von den Seiten abgezogen und hing mit der fleischigen Seite nach innen gewendet auf den Boden herab, so daß dadurch die untere Hälfte des Cadavers verdeckt ward. Die ganze Bodenfläche war kohlschwarz gebrannt.

Wo aber waren die Ueberreste des Jägers? In der Nähe des Ortes waren sie nirgends zu sehen. Der Rauch hatte sich hinreichend verzogen und gestattete uns, einige hundert Schritte weit frei umherzuschauen. Ein Gegenstand von selbst kleinen Dimensionen hätte auf der jetzt kahlen Fläche zu sehen sein müssen, aber es war keiner sichtbar.

Doch ja, es lag eine Masse neben dem Cadaver und zog einen Augenblick lang unsere Aufmerksamkeit auf sich; als wir aber vollends hinzuritten, sahen wir, daß es der schwarze halbgebratene Magen nebst Eingeweide des Büffels war.

Wo waren Rube's Gebeine? War er in seiner Angst von der Stelle fortgelaufen und anderwärts umgekommen?

Wir schaueten nach dem auf der fernen Ebene noch rasenden Feuer. Doch nein — es war nicht wahrscheinlich, daß er dorthin gegangen war. Nach dem letzten Anblicke, den wir von ihm gehabt, schien es nicht, als ob er einen Versuch machte, zu entrinnen, und wie hätte er hundert Schritte weit kommen können, ehe die Flammen über diese Stelle hinwegfegten? Aber wie sollten wir uns die Sache sonst erklären? Waren seine Gebeine denn gänzlich verzehrt — verkalkt und in Asche verwandelt worden? Der hagere, vertrocknete, dürre Körper des alten Trappers machte eine solche Voraussetzung nicht unwahrscheinlich, und wir begannen sie in allem Ernste als gewiß zu betrachten — da wir uns ja den gänzlichen Mangel an zurückgebliebenen Ueberresten nicht anders erklären konnten.

Einige Minuten lang saßen wir, von seltsamen Gefühlen bewegt, in unseren Sätteln, aber ohne ein Wort zu wechseln. Wir sendeten unsere spähenden Blicke immer und immer wieder über die schwarze Fläche. Der Rauch benahm uns jetzt nicht mehr die Aussicht. Die Blumenprairieen haben keinen Rasen und die trocknen Stengel waren mit der Schnelligkeit des lodernden Flachses verbrannt, so daß Nichts mehr zurückgeblieben war, was noch Rauch verursacht hätte. Das Feuer war in einem

Augenblicke roth und todt. Wir konnten ganz deutlich Alles sehen, was auf dem Boden rings umher lag, aber nirgends war Etwas zu sehen, was Aehnlichkeit mit dem Ueberreste eines menschlichen Wesens gehabt hätte.

„Ja, ja," sagte Garey mit einem tiefen Seufzer, „der arme alte Rube! Das verwünschte Feuer hat ihn zu Asche verbrannt — Knochen und Alles. Es ist nicht mehr so viel von ihm übrig, daß man einen Pfeifenkopf damit füllen könnte."

„Das wäre noch schöner!" entgegnete eine Stimme, bei deren Klange wir Beide auf unseren Pferden zusammenfuhren, als ob Rube's Geist uns angeredet hätte — „das wäre noch schöner!" wiederholte die Stimme, als ob sie aus der Erde unter unsern Füßen käme. „Es ist von dem alten Rube noch genug übrig, um den Wanst dieses Büffels auszufüllen, in welchem es übrigens ziemlich knapp hergeht. Uff! Ich muß fast ersticken. Gieb mir eine Pfote, Bill, und ziehe mich aus dieser Falle heraus."

Zu unserm Erstaunen ward die herabhängende Haut des Büffels durch eine unsichtbare Hand emporgehoben, und unter derselben erschien durch ein Loch in der Seite des unförmlichen Cadavers her-

vorragend, die niemals zu verkennende Physiognomie des ohrenlosen Trappers.

Es lag in dieser Erscheinung etwas so Drolliges, daß dieser Anblick in Verbindung mit der freudenvollen Reaction unserer Empfindungen mich sowohl als Garey zu einem lauten, förmlich krampfhaften Gelächter reizte. Der junge Trapper lehnte sich in den Sattel zurück, um seiner Lunge freieren Spielraum zu gestatten, und sein lautes Wiehern, welches von Zeit zu Zeit mit einem wilden Geheul abwechselte, machte unsere Pferde so verwirrt, daß sie hin- und hertanzten, als ob sie einen Angriff von Indianern fürchteten. Anfangs bemerkte ich ein bedeutsames Lächeln in den Winkeln, welche Rube's dünne Lippen bildeten. Dies aber verschwand, als das Gelächter für seine Geduld zu lange dauerte.

„Verdammt wäre Dein Gelache!" rief er endlich. „Komm' lieber her, Bill, und hilf mir, sonst muß ich mich allein herauswürgen. Das verwünschte Loch ist nicht mehr so groß, als es war, als ich hineinkroch. Also mach' schnell. Ich bin ohnedies so gut wie halb gebraten!"

Garey sprang nun vom Pferde, ergriff seinen Kameraden bei den „Pfoten" und zog ihn aus seinem seltsamen Verstecke.

Das Aussehen des alten Trappers aber, als er endlich roth, dampfend und schmierig dastand, war so außerordentlich komisch, daß sowohl Garey als ich in ein erneutes Gelächter ausbrachen, welches mehrere Minuten dauerte.

Rube achtete, sobald er aus seiner unbequemen Lage einmal erlöst war, nicht im Mindesten auf unsere Heiterkeit, sondern bückte sich, zog seine lange Büchse unter der herabhängenden Büffelhaut hervor, untersuchte sie sorgfältig, um zu sehen, ob etwa Schaden daran geschehen sei, und legte sie dann behutsam quer über die Hörner des Büffels. Dann zog er das Bowiemesser aus seinem Gürtel und fuhr ruhig mit dem Abhäuten des Büffels fort, als ob die Operation durch Nichts unterbrochen worden wäre.

Garey und ich hatten uns mittlerweile heiser gelacht und waren überdies im höchsten Grade neugierig, die nähern Umstände von Rube's Abenteuer kennen zu lernen. Eine Zeit lang wich er unsern Fragen aus und that, als ob er die Art und Weise, auf welche wir ihn im Leben wieder willkommen geheißen, ein wenig übelgenommen hätte.

Er that jedoch nur so, wie Garey recht wohl wußte, und nachdem ihm der Letztere seine Kürbisflasche gereicht, in der sich noch ein kleiner Tropfen

Aguardiente befand, kam er bald auf bessere Laune, und ließ sich auf noch einiges Bitten endlich herab, uns die nähern Umstände seiner merkwürdigen Rettung mitzutheilen. Seine Erzählung lautete folgendermaßen:

„Nur ein Paar solche Neulinge wie Ihr konnten glauben, daß ich, nachdem ich mich seit beinahe vierzig Jahren auf diesen Prairieen mit Bären und Indianern herumgeschlagen, mich von einem so armseligen Feuer, wie das da war, vertilgen lassen würde. Vielleicht war es für unsern jungen Freund da ganz natürlich, mich selbst für einen Neuling zu halten, da er mich ja früher einmal gar für einen grauen Bären ansah. Hi, hi, hi — ho! ho! ho! Ich sage, für diesen wäre es ganz natürlich gewesen, wenn er so Etwas gedacht hätte — Du aber, Bill Garey, hättest mich doch wohl besser kennen sollen!

„Also," fuhr Rube fort, nachdem er noch einen Schluck aus dem Kürbis gethan, „als ich die Prairie in Brand gerathen sah, wußte ich gleich, daß es mir Nichts helfen würde, wenn ich Reißaus nehmen wollte. Hätte ich das Feuer gleich vom ersten Entstehen an gesehen, so wäre es vielleicht noch Zeit dazu gewesen; ich war aber schon ganz emsig mit dem Abhäuten dieser Bestie da beschäftigt und hielt den Kopf dicht nieder auf den Cadaver, und sah

daher nicht eher Etwas, als bis ich das Knistern hörte, und dann war natürlich auch nicht die Probe von einer Aussicht auf Entrinnen mehr vorhanden. Das sah ich auf den ersten Blick.

„Ich will nicht sagen, daß ich nicht erschrocken wäre. Ich erschrack, und das ganz gehörig. Eine Zeitlang dachte ich, daß es nun aus wäre mit mir. Gleich darauf aber warf ich die Augen wieder auf den Büffel. Ich hatte, wie Ihr sehet, die Bestie schon halb abgehäutet, und es fiel mir ein, daß ich ja darunterkriechen und die Haut über mich hinwegziehen könnte.

„Dies versuchte ich auch erst, aber ich konnte mich auf diese Weise nicht ordentlich bedecken und verzichtete daher wieder darauf. Nun kam ich auf eine noch bessere Idee, nämlich den Wanst des Thieres auszuräumen und da hineinzukriechen. Rasch machte ich daher ein Loch zwischen die Rippen des Büffels, riß die Kaldaunen heraus und quetschte meinen eigenen Leichnam, mit den Füßen vornweg, durch das Loch. Es war aber auch die höchste Zeit, denn kaum war ich mit dem Kopfe halb hinein, so kam auch schon das Feuer herangezischt und hätte mir beinahe die Ohren abgesengt. Hi, hi, hi — ho! ho! ho!“

Garey und ich stimmten in das Gelächter mit ein, denn wir wußten, daß dieser Witz einer von den beliebtesten des alten Rube war; Rube selbst aber kicherte so lange, daß wir ungeduldig wurden, das Ende seiner Abenteuer zu hören.

„Na," unterbrach ihn Garey, „verwünscht wäre Euer altes Fell! Wie war die Sache weiter?"

„Na," fuhr der Trapper fort, „die Art und Weise, wie dieses Feuer herankam, war eine Warnung für Schlangen. Es brüllte und zischte und braus'te, und die welken, dürren Stengel knallten, wie eine Million Wagenpeitschen. Ich wäre von dem Rauche bald erstickt, doch gelang es mir, den Fetzen Haut herunterzuziehen, und dies verschaffte mir einige Erleichterung, obschon ich fast nicht mehr Athem holen konnte, ehe ich das Ding festbekam. So blieb ich liegen, bis ich Euch Bürschchen von einem Pfeifenkopfe schwatzen hörte und nun wußte, daß die ganze Geschichte vorbei war. Schwupps!"

Und mit dieser Exclamation beendete Rube seine Erzählung und setzte das Ausweiden des schon halbgebratenen Büffels weiter fort.

Garey und ich legten mit Hand an, und nachdem wir die Höckerrippen und andere besonders gute Bissen losgeschnitten, kehrten wir in das Lager zu-

rück. Unser Mahl bestand nun aus gebackenem Hyodens, gebratenen Rippen, Zunge und Markknochen, so daß wir wenigstens an diesem Abende keinen Grund hatten, mit der Gastfreundschaft der Prairieen unzufrieden zu sein.

Dreizehntes Kapitel.

Die Mesa.

Nach einem Frühstück von Büffelfleisch, welches durch den herrlichsten Appetit gewürzt und durch einen Becher kalten Wassers aus dem Arroyo hinabgespült ward, sattelten wir und nahmen unsere Richtung nach einer über der Ebene gerade ein wenig sichtbaren Anhöhe. Meine Begleiter kannten diese Landmarke genau. Sie lag direct auf unserm Wege. Wir sollten nahe an ihrem Fuße vorbeikommen und dann ein Ritt von zehn Meilen weiter uns an das Ende unserer Reise bringen, denn diese Anhöhe war sogar von der Rancheria aus sichtbar. Von dem Dache des Hauses des Alcalden hatte ich sie häufig bemerkt. Aber nur bei hellem Wetter war sie in nordwestlicher Richtung von dem Dorfe gegen den Horizont sichtbar.

Betroffen von der Eigenthümlichkeit dieses Prairiehügels, hatte ich mir schon mehrmals vorgenommen, ihn zu besuchen, aber die Umstände hatten mich immer abgehalten, meine Absicht in Ausführung zu bringen.

Nun sollte ich auf einmal das Vergnügen haben, nähere Bekanntschaft damit zu machen.

Ich habe den Hügel eigenthümlich genannt. Die meisten isolirten Hügel sind kegelförmig, kuppelartig oder länglich. Dieser jedoch wich von diesen verschiedenen Gestaltungen ab, und darin beruhete seine Eigenthümlichkeit. Er hatte das Ansehen einer auf der Prairie niedergesetzten ungeheuern Kiste, fast wie jene seltene Formation, die, unter dem Namen des „Koffers" bekannt, den Gipfel des Berges Perote krönt. Seine Wände erschienen aus der Ferne vollkommen senkrecht, und sein Gipfel so horizontal wie die Ebene, auf welcher er ruhete.

Als wir näher kamen, bemerkte ich an dem dunkeln, brustwehrähnlichen Streifen seines Kammes, daß er mit Gehölz bedeckt war. Besonders hervorgehoben ward dies durch den Contrast mit den senkrechten Wänden, welche wegen des Gypses, Kalkes oder Milchquarzes, woraus der Felsen bestand, fast milchweiß waren.

Die sonderbarste Eigenschaft dieses Berges war

vielleicht seine anscheinend regelmäßige Form — ein vollkommenes Parallelepipedon.

Aber auch in anderen Beziehungen war sie frappant. Die Wände schimmerten in den Strahlen der Sonne auf höchst phantastische Art, als ob sie mit einer Menge Glasfenster versehen wären. Dies jedoch erklärte sich leicht, und ich wußte, daß dieses Funkeln durch in dem Gestein mit vorkommenden Glimmerschiefer oder Selenitschichten hervorgebracht ward. Ich hatte ganze Berge gesehen, die einen ähnlichen Anblick darboten. Mehr als einer derselben existirt in der großen amerikanischen Sahara, in deren schimmernden Felsen von fern gesehen vielleicht der Ursprung jener abenteuerlichen Chimäre vom Goldberge zu suchen ist.

Obschon aber weder ein Gold- noch ein Silberberg, war der fragliche Hügel doch ein Gegenstand von ganz besonderem Interesse. Er sah aus wie ein bezaubertes Schloß, und es war seine Formation der Natur allein zuzuschreiben. Man konnte nicht umhin, zu vermuthen, daß menschliche Thätigkeit bei Errichtung eines so regelmäßigen und compacten Bauwerkes mitgewirkt haben müsse. Wer aber weit auf der Erde herumgekommen ist, wird so manche dergleichen Spiele der Natur kennen gelernt haben, welche in ihrer Welt der anorganischen Materie nicht

selten dergleichen Gebilde schafft. Es war in der That eine von jenen Formationen, von welchen man in den Tafelländern Amerika's viele antrifft, und die in der spanischen Sprache mit dem Worte Mesas bezeichnet werden. Diesen Namen haben sie wegen der flachen, tischähnlichen Gipfel erhalten, durch welche sie sich von anderen Höhen unterscheiden. Zuweilen findet man eine dieser Mesas Hunderte von Meilen weit von einer ähnlichen. Häufig jedoch steht eine Anzahl von ihnen nebeneinander gleich abgestumpften Kegeln, während die Gipfel aller von gleicher Höhe und oft mit einer Vegetation bedeckt sind, die sich von der der umliegenden Ebenen wesentlich unterscheidet. Manche Geologen haben behauptet, daß diese Tafelberge das vormalige Niveau der Ebenen selbst seien, und daß Alles ringsumher oder zwischen ihnen entweder eingesunken oder von Wasser hinweggespült worden sei. Es ist dies eine nach meiner Ansicht sehr ungenügende Erklärung, und die Mesa Mexiko's immer noch ein geologisches Räthsel.

Als wir uns diesem eigenthümlichen Gegenstande näherten, konnte ich nicht umhin, ihn mit einem hohen Grade von Neugier zu betrachten. Ich hatte schon früher Mesahöhen gesehen, in dem sogenannten schlechten Lande, der „mauvaise terre“, am

Missouri, in dem Navajolande westlich von den Felsengebirgen und längs der Ränder des „Llano estacado“, welcher an und für sich eine ungeheure Mesa ist.

Der vor uns liegende Hügel war wegen seiner sehr regelmäßigen Form und des funkelnden Scheines seiner Klippen vollständig. Seine vollständige Isolirung erhöhete die Wirkung noch mehr — denn es war keine andere Anhöhe sichtbar. Die niedrigen Hügel, welche den Rio Grande einfaßten, waren in der Ferne kaum zu erkennen.

Als wir noch näher kamen, änderte sich die Erscheinung einigermaßen. Die viereckige, kastenähnliche Form erschien weniger regelmäßig, und man bemerkte nun, daß das Parallelepipedon nicht vollkommen war. Leichte Vorsprünge zogen sich quer über die Fläche seiner Wände, und hier und da wurden die rechtwinkeligen Linien unterbrochen. Die Natur war, genau besehen, in ihrer Architektur doch nicht so ganz exact gewesen.

Dennoch aber war und blieb der Hügel ein sehr merkwürdiger, auch schon aus dem Grunde, daß sein Gipfel für den menschlichen Fuß unerreichbar war. Eine steile Höhe von hundertundfünfzig Fuß trat auf allen Seiten entgegen, und Niemand hatte je diesen Hügel erstiegen. Wenigstens behaup-

teten dies meine Begleiter, welche mit der Oertlichkeit genau bekannt waren.

Wir hatten uns dem Fuße des Hügels bis auf weniger als eine Meile genähert, unser Gespräch war in Stocken gerathen — wenigstens so weit ich dabei betheiligt war. Meine Gedanken waren mit dem Hügel beschäftigt und meine Augen schweiften über seine Umrisse hin.

Ich bemühete mich, mir einigen Aufschluß über die Vegetation zu verschaffen, welche so üppig auf seinem Gipfel zu gedeihen schien. Das dunkle Laub war offenbar das einer Gattung von Nadelbäumen, vielleicht der gewöhnlichen rothen Ceder (Juniperus Virginiana), aber es gab auch andere von hellerer Farbe — aller Wahrscheinlichkeit nach Pinnons, Tannen mit eßbaren Zapfen, welche dieser Region eigenthümlich sind. Auch bemerkte ich dicht am Rande des Felsens wachsende Yuccas und Aloën, deren sich weit ausstreckende, strahlenförmige Blätter sich anmuthig über den weißen Felsen herabneigten. Auch Cactusformen zeigten sich, und mehrere Pflanzen der großen Pitahaya ragten wie gigantische Candelaber hoch über den Felsen empor — seltsame Gegenstände in einer solchen Situation.

Meine Begleiter schienen für diese seltsamen vegetabilischen Schönheiten kein Auge zu haben. Ich

hörte, daß sie von Zeit zu Zeit miteinander sprachen; da aber das Thema mit der Unterhaltung in keinem Zusammenhange stand, so achtete ich nur wenig auf ihre Worte.

Plötzlich ward ich durch Garey's Stimme aufgeschreckt, welcher laut ausrief:

„Indianer, so wahr —"

„Indianer? — wo denn?"

Die Frage entfuhr meinen Lippen. Sie war halb unwillkürlich und bedurfte keiner Antwort. Garey's Blick leitete mich, und dieser Richtung folgend, sah ich eine Reihe Reiter hinter der Mesa hervorkommen und auf die Ebene herausſprengen.

Meine Begleiter hatten beide den Zügel angezogen und machten Halt. Ich folgte ihrem Beispiele, und wir alle Drei saßen daher in unsern Sätteln und betrachteten diese plötzliche Erscheinung. Allmählig kamen ein Dutzend dieser Reiter hinter uns vor und auf uns zugeritten.

Wir waren beinahe eine Meile von ihnen entfernt und in dieser Entfernung ist es schwierig, einen Weißen von einem Indianer zu unterscheiden — oder ich sollte vielmehr sagen: es ist unmöglich. Selbst in halb so großer Entfernung wissen die ältesten Prairieenmänner zuweilen nicht eine bestimmte Erklärung zu geben. Die Kleidungsstücke

sind oft nicht sehr verschieden, und die Sonnenbräune und der Staub lassen die eigentliche Hautfarbe nicht erkennen. Obschon daher Garey bei dem ersten Anblicke der Reiter dieselben für Indianer erklärt hatte, was allerdings unter den vorwaltenden Umständen die wahrscheinlichste Voraussetzung war — so war dies doch nur eine Vermuthung auf's Gerathewohl, und einige Zeit lang blieben wir in Zweifel.

„Wenn es Indianer sind," meinte Garey, „so sind es Comanches."

„Und wenn es Comanches sind," setzte Rube mit ominösem Nachdrucke hinzu, „so wird es einen Kampf setzen. Wenn es Comanches sind, so sind sie auf der Kriegsfährte und haben etwas Schlimmes vor. Na, sehen wir nach unsern Flintensteinen und Zündkraute."

Rube's Rath ward augenblicklich befolgt. Die Nothwendigkeit beschleunigte unsere Vorsichtsmaßregeln. Wir Alle wußten recht wohl, daß, wenn die sich nähernden Reiter wirklich Comanches waren, uns keine andere Wahl blieb, als der Kampf.

Diese kriegerische Nation nimmt die ganze westliche Fläche von Texas südlich vom Rio Grande bis nördlich an den Arkansas ein. Gegenwärtig sind sie mit ihren verwandten Stämmen der mächtigste Indianerbund auf dem Continent. Sie legen sich

das Eigenthumsrecht über das ganze Prairieland bei und nennen sich die Herren desselben, obschon gegen den Norden zu ihre Souverainetät von den Pawnees, Sioux, Schwarzfüßen und anderen eben so kriegerischen Nationen mit Erfolg streitig gemacht wird. Von den frühesten Zeiten an sind sie der böse Dämon des texanischen Ansiedlers gewesen, und die Geschichte ihrer Mord- und Raubzüge würde mehr als zwanzig Bände füllen.

Doch sind sie hierbei nicht immer mit heiler Haut davongekommen. Die Vergeltungen sind zahlreicher gewesen als die Angriffe, und die Kugelbüchse des Grenzfreischärlers hat ihr Rachewerk verrichtet.

In Mexiko dagegen haben sie wenig tapfere Vertheidiger des Heerdes und der Heimath gefunden, und die Comanches sind daher seit dem letzten Jahrhunderte gewohnt gewesen, gegen die nordöstlichen Provinzen dieses unglücklichen Landes einen alljährlichen Raub- und Plünderungskrieg zu unternehmen. Dieser Krieg hat ihnen überhaupt den größten Theil ihrer Subsistenzmittel geliefert, da sie gewöhnlich mit Beute beladen von diesen Zügen heimkehren und ungeheure Heerden von Pferden, Maulthieren, Hornvieh und gefangenen Frauen mit sich fortnehmen.

Eine kurze Zeit lang lebten diese indianischen Freibeuter mit den angloamerikanischen Kolonisten

von Texas in Frieden. Dies war aber nur ein zeitweiliger durch Houston herbeigeführter Waffenstillstand. Es dauerte nicht lange, so folgte Lamar's Administration, die einen weniger friedlichen Charakter hatte, und die Ansiedler geriethen wieder mit den Indianern in Zwietracht. Der Krieg bis an's Messer ward erklärt und geführt, und Rothe und Weiße brachten einander um, sobald sie einer des andern ansichtig wurden. Wenn zwei Männer auf der Prairie zusammentrafen, so bestimmte die Farbe der Haut das Verhältniß zwischen ihnen. Waren sie in dieser verschieden von einander, so waren sie ohne weitere Unterhandlung Feinde, und einander zu tödten war der erste Gedanke eines Jeden. Die lex talionis war die Gewohnheit der Stunde.

Wäre es möglich gewesen, den gegenseitigen Groll noch zu steigern, so hätte ein eben ruchbar gewordener Vorfall diese Wirkung äußern können. Eine Bande Comanchekrieger hatten dem Obercommandanten der amerikanischen Armee ihre Dienste angeboten. Sie führten dabei folgende Sprache:

„Laßt uns auf Eurer Seite kämpfen. Wir haben keinen Streit mit Euch. Ihr seid Krieger — wir wissen es und achten Euch. Wir kämpfen gegen die feigen Mexikaner, welche uns unseres Landes beraubt haben. Wir kämpfen für Montezuma."

Diese längs der ganzen nördlichen Küste Mexiko's ausgesprochenen Worte haben eine seltsame Bedeutung.

Der amerikanische Commandant lehnte klüglicher Weise das ihm von den Comanches angetragene Bündniß ab, und die Folge war der erbitterte dreieckige Krieg, in welchem wir, wie bereits bemerkt, jetzt begriffen waren.

Wenn daher die nahenden Reiter Indianer vom Comanche-Stamme waren, so war Rube's Voraussagung ganz richtig. Wir mußten dann kämpfen.

Unter dieser Voraussetzung verloren wir keine Zeit, eine Defensivstellung anzunehmen. Wir stiegen schnell ab, stellten uns hinter unsere Pferde und erwarteten nun die Annäherung der Schaar.

Vierzehntes Kapitel.

Guerilleros.

Dieses Manövre hatte nur wenig Secunden Zeit weggenommen, und die Reiter waren noch fern. Sie hatten sich formirt und ritten zwei Mann hoch!

Diese Bewegung überraschte uns. Diese Taktik war nicht indianisch, und Comanches marschiren niemals in doppelten Gliedern. Die Reiter konnten keine Indianer sein. Aber wer waren sie dann?

Eine plötzliche Hoffnung durchzuckte mich, daß es vielleicht eine um mich zu suchen ausgerückte Abtheilung meiner eigenen Leute sei. Zwei Mann hoch war unsere beliebte Marschordnung. Aber nein — die langen Lanzen und flatternden Fähnchen verscheuchten die Hoffnung. Es gab in der

ganzen amerikanischen Armee keine einzige Lanze. Diese Reiter konnten keine Scharfschützen sein. Comanches auf der Kriegsfährte würden auch mit der Lanze bewaffnet gewesen sein, aber es waren offenbar keine Comanches.

„Na," rief Rube, nachdem er sie aufmerksam betrachtet, „wenn das Indianer sind, so bin ich ein Nigger! Wenn es Indianer sind, so sind es welche mit Bärten und Sombreros, und das sieht mir durchaus nicht indianisch aus. — Nein," setzte er in lauterem Tone hinzu, „das ist eine Bande gelbhäutiger Mexikaner und weiter Nichts!"

Wir waren alle Drei gleichzeitig zu derselben Ueberzeugung gekommen. Die Reiter waren Mexikaner. Es war keine große Veranlassung zur Freude, dies zu wissen, und diese Kenntniß bewirkte keine Veränderung in unserer Defensivstellung. Wir wußten wohl, daß eine bewaffnete Schaar Mexikaner wie diese keine andere als eine feindselige Partei sein konnte. Seit mehrern Wochen war der kleine Krieg mit ganz besonderer Erbitterung und Rachelust geführt worden. Der neutrale Boden war der Schauplatz von allerhand Angriffen und furchtbaren Vergeltungen gewesen. Auf der einen Seite waren Wagenzüge überfallen und weggenommen, und harmlose Fuhrleute ermordet oder noch lebend verstüm-

melt worden. Ich sah Einen, dem man die Arme am Ellnbogen abgehauen, das Herz ausgerissen und ihm zwischen die Zähne gesteckt hatte! Er war todt; aber ein Anderer, den ich sah, lebte noch mit einem auf seiner Brust, seiner Stirn, den Fußsohlen und den flachen Händen tief eingeschnittenen Kreuze — ein furchtbarer, entsetzlicher Anblick!

Andererseits wurden Ranchos geplündert und verwüstet, Dörfer in Brand gesteckt und Männer auf blosen Verdacht hin auf der Stelle niedergeschossen oder an dem nächsten Baume aufgeknüpft. Einen solchen Charakter hatte der Krieg angenommen, und unter diesen Umständen wußten wir, daß die nahenden Reiter unsere tödtlichen Feinde waren.

Ohne Zweifel war es entweder eine auf Recognoscirung ausgesendete Abtheilung mexikanischer Lanciers, eine Guerilla oder eine Räuberbande. Während des Krieges waren die beiden letztern Benennungen fast gleichbedeutend geworden, und die erstere war häufig nicht viel besser als die beiden andern.

Nur eins war uns unerklärlich — was konnte wohl irgend eine von diesen drei Kategorieen in dieser Gegend zu thun haben? Der neutrale Boden — der Schauplatz der Guerilla-Operationen — lag zwischen den beiden Armeen und wir waren nun weit davon entfernt und längst nicht mehr in der

Nähe der Niederlassungen. Was konnte Lanciers, Guerilleros oder Räuber auf die Ebenen herausgeführt haben? In dieser Gegend gab es für keine dieser würdigen Klassen von Kämpfern viel zu gewinnen — es war weder eine amerikanische Streitmacht anzugreifen noch ein Reisender zu plündern. Die von mir commandirte Schaar war der Vorposten in dieser Richtung, und volle zehn Meilen entfernt. Das Einzige, auf was man der Wahrscheinlichkeit nach in der Nähe der Mesa stoßen konnte, war eine Kriegsschaar der Comanches, und wir kannten die Mexikaner genau genug, um überzeugt zu sein, daß sie, mochten sie nun Soldaten oder Freibeuter sein, den Indianern ganz gewiß nicht nachspürten.

Diese Betrachtungen gingen uns rasch einander durch den Kopf, während wir den anrückenden Trupp spähenden Blickes erwarteten.

Bis zu diesem Augenblicke waren die Reiter direct auf uns zugekommen und befanden sich jetzt beinahe in Einer Linie zwischen uns und der Mesa.

Als sie sich unserer Position bis auf ungefähr eine halbe Meile genähert hatten, wendeten sie sich plötzlich nach Westen und ritten so, als ob sie uns in den Rücken fallen wollten! Dieses Manöver brachte uns natürlich ihrer Flanke gegenüber, und

nun konnten wir deutlich ihre sich gegen den Horizont abzeichnenden Gestalten, Kleidung und Waffen unterscheiden.

Fast Alle trugen breitkrämpige Sombreros mit Jacke, Schärpe und Calzoneros. Sie führten Lanzen, Lassos und Carabiner. Wir sahen auch Säbel und machetés — die allgemeine Waffe des mexikanischen Ranchero. Regelmäßig exercirte Truppen konnten es nicht sein. Ihre Tracht sowohl als eine gewisse Unregelmäßigkeit in ihrem Manövriren machten diese Annahme unmöglich. Ueberdies wurden diese Lanzen auf alle nur mögliche Weise getragen — einige gesenkt, einige auf dem Steigbügel ruhend und schulgerecht gehalten, während andere wieder über der Schulter getragen wurden, wie eine Muskete! Nein, es konnten keine regelmäßigen Truppen sein. Entweder waren es Guerilleros oder ächte Salteadores.

Nachdem der Trupp beinahe einen Halbkreis, aber immer noch in derselben Entfernung geritten war, machte er plötzlich Halt und Front gegen uns.

Schon die Schwenkung war uns räthselhaft gewesen, und eben so wenig vermochten wir den Zweck dieses Haltmachens zu errathen. Um uns den Rückzug abzuschneiden, konnte es nicht geschehen. Das Gehölz dahinter war mehrere Meilen entfernt.

Wäre es nahe genug gewesen, so hätten wir uns sicherlich schon lange dahin zurückgezogen; wir wußten aber, daß es zu fern war. Rube und seine alte Stute wären von unsern wohlberittenen Feinden schon lange zuvor eingeholt worden, ehe wir die Waldung hätten erreichen können.

Dies wußten wir und ließen es uns daher nicht einfallen, den Versuch zu machen.

Auf der andern Seite befand sich die Mesa, welche durch die letzte Bewegung der Reiter uns zugänglich geworden war. Sie war nur eine halbe Meile entfernt, und vielleicht hätten wir sie durch einen raschen Galopp erreichen können, aber es stand nicht ein einziger Baum in der Nähe — mit Ausnahme der auf dem Gipfel wachsenden -- und ihre Felsenwand bot uns anscheinend auch nicht mehr Vortheile als die offene Ebene. Der Feind schien dies ebenfalls recht wohl zu wissen, sonst würde er nicht diese Schwenkung gemacht und uns den Weg offen gelassen haben.

Bis zu dem Augenblicke, wo unsere Feinde Halt machten, blieben wir in Unkenntniß des Beweggrundes, aus welchem sie hinter uns zu gelangen gesucht. Dann aber war es uns klar. Ihr Zweck ward uns Allen sofort offenkundig — sie hatten zwischen uns und der Sonne Halt gemacht.

Es war ein schlaues Manöver, einer Kriegsschaar von Indianern würdig, und verrieth uns, daß wir es mit keinem gewöhnlichen Feinde zu thun hatten. Dadurch, daß sie aus dieser Richtung her gegen uns anrückten, mußten sie einen entschiedenen Vortheil haben. Das richtige Zielen ward uns durch die Sonne unmöglich gemacht, denn diese stand jetzt tief am Horizonte und schien uns gerade in die Augen.

Meine Gefährten waren ganz rasend über den Streich, den man uns auf so geschickte Weise gespielt, obschon wir ihn nicht hätten hindern können, auch wenn wir vorher davon in Kenntniß gesetzt worden wären.

Es war uns nur wenig Zeit vergönnt, über die Sache nachzudenken, und wir sahen an der Bewegung der Reiter, daß sie sich zum Angriffe fertig machten. Einer, welcher der Anführer zu sein schien und auf einem größern Pferde saß, als die Uebrigen, hielt eine Anrede. Er ritt die Front entlang, indem er dazu sehr laut sprach und heftig gestikulirte. Seine Leute antworteten ihm mit lauten Vivas, die wir deutlich hören konnten. Jeden Augenblick erwarteten wir, sie herangaloppiren zu sehen.

Wir wußten, daß es keine weitere Alternative gab als zu kämpfen oder uns zu ergeben, obschon

keiner von uns im Entferntesten an das Letztere dachte. Ich für meine Person hätte mir eher selbst eine Kugel vor die Stirn geschossen. Meine Uniform, so zerlumpt sie auch war, mußte dem Feinde meinen Charakter sofort offenbaren, und wenn man mich gefangen nahm, so wußte ich, daß ich auf der Stelle gehängt oder vielleicht, in Ermangelung von Bäumen, niedergeschossen werden würde. Meine Kameraden hatten Grund, anzunehmen, daß ihre Frist eine eben so kurze sein würde, und Keiner von ihnen dachte daher auch nur einen Augenblick daran, sich gutwillig zu ergeben.

„Nein," rief Rube nachdrücklich, „ich kämpfe, so lange ich eine Hand rühren kann. — Es sind ihrer freilich viele," setzte er nach dem Trupp schauend hinzu, „zwölf gegen drei. Na, das soll Nichts ausmachen. Ich habe mir schon aus schlimmeren Patschen geholfen als diese bis jetzt aussieht. Und Du auch, Bill Garey — nicht wahr, Junge? Mögen ihrer sein so viel es wollen — laßt sie nur herankommen."

„Ja wohl," entgegnete Garey, ohne die mindeste Spur von Aufregung zu verrathen, „sie mögen aber lieber nicht allzu nahe kommen, ohne uns vorher gesagt zu haben, was sie wollen. Ich sehe einen

Sattel, den ich in dem Augenblicke leer machen werde, wo sie jenes Gebüsch passiren."

Und Garey zeigte auf eine Gruppe Artemisia-pflanzen, die ungefähr zweihundert Schritt von uns entfernt in der Richtung nach den Reitern zu standen.

Die zornigen Worte des alten Trappers und die damit so scharf contrastirende kaltblütige Haltung des Jüngeren hatte mir meine volle Entschlossenheit wiedergegeben. Bei dem ersten Anblicke so vieler Gegner konnte ich mich gewisser banger Ahnungen nicht erwehren, oder mit Einem Worte, ich empfand Furcht. Eine so bedeutende Uebermacht — Vier gegen Einen — war wohl auch eine hinreichende Ursache zur Furcht. Indessen es war nicht mein erster Kampf gegen bedeutende Uebermacht an Indianern sowohl als Mexikanern, und aus diesem Grunde betrachtete ich sie weniger ernsthaft.

Ungeachtet der Ueberlegenheit unserer Feinde in Bezug auf die Zahl wußte ich doch, daß wir nicht so ganz ungleich waren. Wurden wir nicht gleich durch die erste Salve ihrer Carabiner und Musketen niedergeschossen, so war jede unserer drei Büchsen ihres Mannes sicher. Ich besaß Vertrauen auf meine eigene Waffe, und ein noch vollkommneres auf die meiner Kameraden. Diese waren Männer, welche niemals fehlten — Männer, welche niemals einen

Schuß auf's Gerathewohl abfeuerten und nie eher abdrückten als bis sie ihres Zieles sicher waren.

Deßhalb war ich gewiß, daß, wenn die Reiter einen Angriff auf uns machten, von den zwölf nur neun bis auf Pistolenschußweite herankommen würden, und auf diese Distanz waren wir gut vorbereitet.

Ich trug in meinem Gürtel einen vortrefflichen sechsläufigen Revolver; Garey hatte ebenfalls einen, den ich ihm vor vielen Jahren zum Geschenke gemacht, und Rube war mit ein Paar guten einläufigen Pistolen bewaffnet, von welchen man sich ebenfalls gute Dienste versprechen konnte.

„Siebzehn Schüsse können wir also thun und haben dann immer noch unsere Bowiemesser zur Reserve!“ rief Garey triumphirend, als wir mit einer schnellen Musterung unserer Waffen zu Ende waren.

Noch rückten die Feinde nicht vor; trotz aller Vivas und Ausrufungen schienen sie doch mit dem Angriffe zu zögern. Ihr Anführer und ein Anderer — vielleicht ein Lieutenant — ritten immer noch an der Front ihrer Leute auf und ab, als ob sie dieselben noch mehr anzufeuern suchten und ihnen allerhand Instructionen ertheilten.

Wir waren mittlerweile ebenfalls nicht müßig

gewesen, sondern hatten ein Carré gebildet, um den Angriff zu empfangen! Du lächelst vielleicht, lieber Leser, aber es war wirklich so. Wir hatten ein Carré gebildet — nämlich mit unsern Pferden! Es waren ihrer vier, denn das wilde zählte auch für eins. Garey, welcher ritt wie ein Comanche, hatte es in unserm letzten Lager dressirt und es war jetzt vollkommen lenksam. Das Schütteln eines Lasso machte es gelehrig wie ein Lamm.

Die vier Pferde wurden Kopf an Kopf und Kruppe an Kruppe zusammengebunden und jedes bildete eine Seite des Vierecks. Selbst eine Cavallerieattaque hätte es nicht zu sprengen vermocht. Zügel mußten aufgeknüpft oder zerschnitten und Lassos losgebunden werden, ehe diese Formation vernichtet werden konnte.

Innerhalb dieses Vierecks standen wir unsern Feinden gegenüber — Garey's großes Pferd bildete unsere Barrikade, und nur unsere Köpfe und Füße waren dem Feinde sichtbar.

So erwarteten wir den Kampf.

Fünfzehntes Kapitel.

Die Unterhandlung.

Ein abermaliger Chor von Vivas verkündete, daß der Guerillaanführer seine Anrede beendet hatte und daß der Angriff nun beginnen sollte. Wir sahen ihn mit einem oder zwei Andern vor die Front reiten und die Richtung nach uns zu nehmen, augenscheinlich in der Absicht, den Angriff anzuführen.

„Nun,“ murmelte Rube rasch, „nun macht Euch fertig, Jungens. Verschwendet keine Kugel unnütz, hört Ihr? Ein Loth Blei ist hier viel werth. Seht, so wahr ich lebe, sie kommen gerade auf uns zu! Na, sie mögen nur kommen, die verdammten — einer von ihnen wird nicht ganz bis hierher kommen — vielleicht auch zwei — vielleicht auch drei nicht. Wenn nur dieser Sonnenschein

nicht wäre! — Bill," fuhr er zu Garey gewendet fort, „wir wollen zuerst schießen; unsere Büchsen tragen am weitesten. Nimm Du den Dicken auf der Falbe. Ich nehme Nr. 2 auf dem Mustangschimmel. Und Ihr, junger Freund, werdet jenen Nigger, der den Fuchs reitet, auf's Korn nehmen. Ich kenne Euch als einen guten Schützen, aber thut die Augen ja ordentlich auf und zielt fest und sicher. Hört Ihr mich?"

„Ja, ja!" antwortete ich schnell, obschon unter solchen Umständen ein festes, sicheres Zielen sich leichter versprechen als ausführen ließ. Mein Herz pochte in immer rascheren Schlägen bei der nahen Aussicht auf das furchtbare Drama, welches hier ausgeführt werden sollte.

In diesem Augenblicke schlug das Commando „Vorwärts marsch!" an unser Ohr und zugleich mit dem wilden Geschmetter des Signalhorns ertönte der Ruf:

„Andela! anda! Dios y Guadalupe!"

Augenblicklich war der ganze Trupp in Bewegung und galoppirte zum Angriffe heran.

Die Feinde waren noch nicht weit gekommen, als ihre bisherige geschlossene Ordnung sich löſ'te, indem mehrere der raschesten und muthigsten den andern voraussprengten.

„Die drei Vordersten!“ rief Rube in demselben lauten Tone, „die drei Vordersten! Das wird die Andern ein wenig stutzig machen. Also nun aufgepaßt, Jungens! Auf — ge — paßt —“

Mit einem Male gingen Rube's langsam und leise gemurmelte Mahnungen in einen Ausruf über, welcher Ueberraschung verrieth, während ein langes leises Pfeifen folgte, welches ungefähr dieselbe Bedeutung hatte. Die Ursache war klar. Die Guerilleros hatten sich uns im Galopp bis auf etwa vierhundert Schritte genähert. Wir bemerkten aber, daß ihr Schritt, so wie sie näher kamen, immer langsamer ward und immer mehr den Charakter einer kühnen Attaque verlor.

Es war augenscheinlich, daß die Reiter keine rechte Lust zu der ganzen Sache hatten, besonders jetzt, wo sie nahe genug waren, um die blanken Läufe und die schwarzen Mündungen unserer angelegten Büchsen zu sehen.

Garey wartete, bis der Vorderste an dem Artemisiabusche vorbei wäre, denn nach diesem hatte er schon längst den Kernschuß seiner Büchse gerechnet.

Noch einen Augenblick und er hätte losgeknallt, der Reiter aber schien, wie von einem Instinkte gewarnt, die genaue Grenze der Gefahr zu errathen. Ehe er den Busch erreichte, entsank ihm der Muth

und er zog auf schwankende, unentschlossene Weise den Zügel an und machte Halt.

Die Andern folgten sehr bereitwillig seinem Beispiele, bis der ganze Trupp innerhalb weniger als vierhundert Schritt von den Mündungen unserer Büchsen Halt gemacht hatte.

„Die Kerle fürchten sich, so wahr ich lebe!" schrie Rube mit Hohngelächter. „Hollah!" fuhr er fort, indem er seine Stimme noch lauter erhob und die haltende Linie anredete: „Was wollt Ihr hier?"

Mochte nun Rube's drollige Frage verstanden werden oder nicht, so hatte sie wenigstens eine Antwort zur Folge.

„Amigos! somos amigos!" (Wir sind Freunde!) schrie der Anführer der Bande zurück.

„Ihr wäret meine Freunde!" rief der Trapper, der vom Spanischen genug verstand, um die Bedeutung des Wortes amigos zu kennen. „Ihr wäret meine Freunde! Glaubt Ihr vielleicht uns auf diese Weise hinter's Licht führen zu können? Bleibt, wo Ihr seid," fuhr er fort, indem er seine Büchse drohend emporhob, als unter den Reitern eine Bewegung sichtbar ward. „Bleibt, wo Ihr seid, oder der Satan soll mich holen, wenn ich nicht den Ersten, der mir nahe genug kommt, von der Mähre

schieße. In die Hölle mit solchen Freunden, wie Ihr seid."

Der Anführer besprach sich nun in leisem Tone mit seinem Lieutenant. Sie schienen einen neuen Plan entworfen zu haben, und nach einer Weile redete uns der Erstere, eben so wie vorher auf Spanisch abermals an:

„Wir sind Freunde," sagte er; „wir sind nicht gemeint, Euch Etwas zu Leide zu thun. Um es zu beweisen, werde ich meinen Leuten befehlen, sich zurückzuziehen, während mein Lieutenant unbewaffnet mit Einem von Euch auf neutralem Boden zusammenkommen wird. Dagegen könnt Ihr doch unmöglich Etwas einzuwenden haben?"

„Und wozu denn?" fragte Garey, welcher fließend spanisch sprach. „Wir wollen ja Nichts von Euch. Was wollt Ihr denn von uns, daß Ihr so viele Umstände darum macht?"

„Ich habe ein Geschäft mit Euch abzumachen," entgegnete der Mexikaner, „und zwar mit Euch ganz besonders. Ich habe Euch Etwas zu sagen, was ich Niemanden weiter hören lassen möchte."

Indem der Sprecher dies sagte, drehete er den Kopf herum und nickte seinen Leuten bedeutsam zu. Mit diesen war er wenigstens aufrichtig.

Dieser unerwartete Zwiesprach überraschte uns alle Drei nicht wenig.

Was konnte der Mexikaner von Garey wollen? Dieser kannte ihn nicht — hatte, wie er selbst erklärte, den „Nigger“ noch mit keinem Auge gesehen, obschon in dieser Entfernung, während ihm die Sonne in's Gesicht schien und das des Mexikaners durch den Sombrero halb verdeckt ward, Garey sich sehr leicht irren konnte. Es konnte doch Jemand sein, den er früher gekannt, obschon er sich nicht sofort auf ihn besinnen konnte.

Nach einer kurzen Berathung kamen wir überein, daß Garey den Vorschlag annehmen sollte. Es konnte ja nichts Uebles daraus hervorgehen, wenigstens konnten wir uns Nichts denken. Garey konnte mit leichter Mühe zu uns zurückgelangen, ehe ein Angriff auf ihn gemacht werden konnte, und Rube und ich wir waren fortwährend bereit, ihn durch unsere Büchsen zu decken. Wenn die Feinde Verrath beabsichtigten, so konnten wir nicht einsehen, welchen Vortheil sie durch diese Maßnahme gewinnen konnten.

Die Unterhandlung ward daher angenommen und die näheren Bedingungen mit gehöriger Vorsicht von unserer Seite arrangirt. Die Reiter sollten — mit Ausnahme des Anführers und seines Lieutenants — eine halbe Meile weit zurückreiten.

Der Anführer sollte bleiben, wo er war, und auf der Hälfte des Weges zwischen ihm und uns Garey und der Lieutenant zusammenkommen — beide zu Fuße und unbewaffnet.

Auf einen Befehl von ihrem Anführer ritten die Guerilleros zurück. Der Lieutenant stieg ab, legte seine Lanze auf den Boden, schnallte seinen Säbel ab, zog die Pistolen aus dem Gürtel, legte sie neben die Lanze und näherte sich dann dem bestimmten Platze.

Garey hatte sich ebenfalls entwaffnet und ging, nachdem er seine Waffen Rube und mir übergeben, dem Mexikaner entgegen. Eine Minute später standen die Beiden einander gegenüber und die Unterredung begann.

Sie dauerte nicht lange. Das Reden, welches hauptsächlich von dem Mexikaner besorgt zu werden schien, geschah in leisem Tone, und Rube und ich sahen, daß er häufig auf uns zeigte, als ob wir der Gegenstand seiner Worte wären. Wir bemerkten, daß er plötzlich von Garey unterbrochen ward, welcher, sich in demselben Augenblicke herumdrehend, uns auf Englisch zurief:

„Heda, Rube! Was glaubt Ihr wohl, was dieser Kerl da will?“

„Wie soll ich denn das wissen?" entgegnete Rube. „Was will er denn?"

„Er verlangt," rief Garey, und seine Stimme ward vor Entrüstung immer lauter, „er verlangt, daß wir den Freischaaren-Capitain ausliefern, und sagt, wenn wir dies thäten, so könnten wir Zwei ungehindert unserer Wege ziehen. Ha! ha! ha!" und der junge Trapper beendete seine Meldung mit einem verächtlichen Gelächter.

Gleichzeitig mit Garey's Gelächter hörte ich von Rube ein leises Pfeifen und die Worte: „Aha, da kommt also der Wind her!"

Dann erhob er seine Stimme und rief:

„Und was für eine Antwort hast Du ihm denn gegeben, Bill?"

„Ich habe ihm noch nicht geantwortet," lautete die rasche Entgegnung, „aber hier ist meine Antwort!"

Ich sah, wie Garey seinen Arm mit der ungeheuren geballten Faust emporhob und dann wie einen Schmiedehammer auf das Gesicht des Mexikaners herunterfallen ließ, der von dem Schlage sofort zu Boden stürzte.

Sechzehntes Kapitel.

Ein Kernschuß.

Dieser unerwartete Schluß der Conferenz entlockte den mexikanischen Reitern einen Schrei des Unwillens, und ohne auf Commando zu warten, kamen sie auf ihren Anführer zu galoppirt. Außerhalb Kernschußweite Halt machend, feuerten sie ihre Carabiner und Escopetten ab, ihre Kugeln aber schlugen weit vor uns in das Gras ein, und ein paar, welche vorbei saus'ten, gingen weit vom Ziele vorüber.

Der Lieutenant, welcher blos betäubt war, raffte sich bald wieder auf. Seine Wuth war größer als seine Klugheit, sonst würde er in dem Augenblicke, wo er wieder auf den Beinen stand, sich so schleunig als möglich zu seinem Pferde und seinen

Kameraden geflüchtet haben. Anstatt aber dies zu thun, wendete er sich nach uns herum, hob den Arm empor, schüttelte die geballte Faust auf drohende Weise und begleitete diese Geberde mit einem Strome von Schmähungen und Schimpfreden. Von dem, was er sagte, verstanden wir nur das Schlußwort, und dieses war das bittere, lästernde Carago! welches er, vor Wuth und Rachedurst schnaubend, zwischen den Zähnen hindurchzischte.

Dieser Fluch war das letzte Wort, welches er jemals sprach. Sein letzter Hauch trug es kaum von seinen Lippen hinweg, so hatte er auch schon aufgehört, zu leben. Ich hörte das grimmige Wort und beinahe gleichzeitig den Knall einer dicht an meinem Ohre abgefeuerten Büchse. Ich sah den Staub aus der gestickten Jacke des Mexikaners und zwar unmittelbar über dem Herzen herauspuffen; ich sah, wie er mit der Hand rasch nach der Stelle fuhr, und den nächsten Augenblick fiel er vorwärts auf das Gesicht. Ohne einen Laut, ohne ein Glied zu zucken, lag er, wie er gefallen war, ausgespreizt, todt und regungslos auf der Prairie.

„Da hast Du Dein verdammtes carago!" rief eine Stimme neben mir. „Mir sagst Du das nicht wieder, Du Lump!"

Ich bedurfte keiner Erklärung, obschon ich mich

unwillkürlich nach dem Sprechenden herumdrehete. Natürlich war es Rube. Seine Büchse rauchte noch aus der Mündung und er begann sie wieder zu laden.

„Wahu — wuhp!“ rief er, seinen wilden Kriegsruf ausstoßend; „das wäre nun gleich Einer weniger! Ja, meine Büchse ist doch noch Etwas werth. Es war ziemlich weit für das alte Gewehr und noch dazu schien mir die Sonne in die Augen. Dieser Nigger aber verhöhnte mich, sonst hätte ich es nicht riskirt. Haltet Eure Pferde, Jungens,“ fuhr er in angelegentlicherem Tone fort, „gebt nicht eher Feuer, als bis ich wieder geladen habe — eher schießt nicht, dafern Euch Euer Leben lieb ist.“

„Ihr habt Recht, Rube,“ rief Garey, der, schnell unter dem Bauche seines Pferdes hindurchkriechend, wieder in das Carré getreten war und seine Büchse zur Hand nahm „Ja wohl, alter Junge! Sei't ohne Sorgen; wir werden auf Euch warten.“

Zu unserer Ueberraschung war Rube vollauf Zeit zum Wiederladen vergönnt und unsere drei Läufe ragten abermals über die Schulter von Garey's Pferde.

Unsere Thiere behaupteten noch ihre zeitherigen Positionen. Drei davon waren an dergleichen Scenen zu sehr gewöhnt, als daß sie sich durch den

Knall einer Büchse hätten erschrecken lassen, und das vierte war so gut befestigt, daß ihm nichts Anderes übrig blieb, als auf seinem Platze zu bleiben. Ich sage, zu unserer Ueberraschung war uns Zeit vergönnt, wieder unsere alte vortheilhafte Position einzunehmen, denn wir hatten einen sofortigen Angriff von der Guerilla erwartet.

Die Rächung des Todes ihres Kameraden hätte ihnen Muth genug dazu geben sollen, dachten wir; aber wir irrten uns, denn ihr Zorn machte sich blos in wildem Geheul, heftigen Geberden und lautem Geschrei Luft.

Sie hatten sich ohne Befehl oder regelmäßige Formation um ihren Anführer herum versammelt und schienen auf seine Autorität eben nicht viel zu geben. Einige schienen in ihn zu dringen, daß er sie weiter führen solle; Einige kamen näher galoppirt und feuerten ihre Carabiner ab; Andere schüttelten auf drohende Weise ihre Lanzen, aber Alle nahmen Bedacht, sich außerhalb jenes gefährlichen Kreises zu halten, dessen Peripherie das Bereich unserer Büchsen bildete.

Sie schienen sogar zu einem Kampfe weniger Lust zu haben, als vorher, denn das Schicksal ihres Kameraden hatte sie eingeschüchtert.

Der Todte lag ungefähr auf der Hälfte des

Weges zwischen ihnen und uns, in seiner von der Sonne beschienenen malerischen Kleidung.

Sie waren durch seinen Verlust schwächer geworden, denn er war nicht blos einer ihrer Anführer, sondern auch einer ihrer besten Leute gewesen. Sie sahen, daß er todt war, obschon Keiner gewagt hatte, sich ihm zu nähern. Sie kannten die texanische Kugelbüchse schon von anders her — diese goldbetreßten Helden.

Ueberdies sahen sie auch, daß wir mit Revolvern bewaffnet waren, und der Ruf dieser furchtbaren Waffe war bereits über die Grenze des Rio Grande hinausgedrungen.

Trotz allem Dem würden Leute von unserer Nation unter ähnlichen Umständen ohne Zögern angegriffen haben, und Männer von der Nation unserer Feinde würden vor drei Jahrhunderten dasselbe gethan haben. Vielleicht befand sich unter dieser selben Bande ein Alvarado, ein Sandoval, ein Diaz oder ein De Soto, natürlich blos dem Namen nach. O, Cortez und Ihr Conquistadores, was würdet Ihr sagen, wenn Ihr Eure ausgearteten Nachkommen sähet!

Und doch waren nicht Alle von ihnen Feiglinge. Einige, glaube ich, waren tapfer, denn es giebt wirklich tapfere Männer unter den Mexikanern. Einige

waren augenscheinlich bereit, den Angriff zu machen, aber es fehlte ihnen an Combination — es fehlte ihnen ein Anführer; denn Der, welcher als solcher agirte, schien mit mehr Vorsicht als Heldenmuth begabt zu sein.

Mittlerweile hielten wir unsere Augen auf sie geheftet, hörten auf ihr verworrenes Geschrei und behielten ihre Bewegungen scharf im Auge. Mit vollkommener Kaltblütigkeit betrachteten wir sie; wenigstens kann ich dies von meinen Kameraden behaupten.

Obschon Leben und Tod von dem Ausgange abhingen, so waren doch Beide in diesem Augenblicke so kaltblütig, als ob sie blos die Bewegungen eines Truppes Büffel beobachteten. Keine Spur von Aengstlichkeit war in den Zügen Eines von Beiden sichtbar — kaum ein Symptom von Aufregung. Dann und wann verrieth nur ein halbgemurmelter Ausruf, ein rascher Austausch der Gedanken in Bezug auf eine neue Bewegung des Feindes, daß Beide die Gefahr der Situation vollkommen erkannten.

Ich kann nicht behaupten, daß ich diese außerordentliche und vollkommene Kaltblütigkeit mit ihnen theilte, obschon ihr Beispiel auch auf meine Nerven seine Wirkung äußerte und mir einen für die Gelegenheit hinreichenden Muth einflößte.

Ueberdies schöpfte ich auch aus einer andern Quelle Zuversicht und Vertrauen. Im Fall einer Niederlage hatte ich eine Zuflucht, welche meine Kameraden nicht theilten — an die sie vielleicht nicht gedacht hatten.

Auf die beispiellose Geschwindigkeit meines Pferdes vertrauend, konnte ich im schlimmsten Falle doch vielleicht noch entrinnen. Ich hätte gleich in diesem Augenblicke fortreiten können, ohne befürchten zu müssen, daß man mich einhole; doch hegte ich diesen feigen Gedanken keinen Augenblick lang. Eher wäre ich bereit gewesen, auf der Stelle den Tod zu erleiden, als die wackern Männer zu verlassen, die mir so treulich zur Seite standen. Ihnen verdankte ich mein Leben, um meinetwillen war jetzt das ihre in Gefahr, und von dem ersten Augenblicke an hatte ich mir vorgenommen, ihnen beizustehen und mein Blut so theuer als möglich zu verkaufen. Wollte das Schicksal, daß Beide eher fielen als ich, so war es dann immer noch Zeit, an Flucht zu denken.

Selbst dieser Gedanke äußerte die Wirkung, daß mein Muth dadurch bestärkt ward, und ich betrachtete in diesem Augenblicke den rachsüchtigen Feind mit einer Kaltblütigkeit und Furchtlosigkeit,

welche jetzt, bei der Erinnerung daran, mich selbst Wunder nimmt.

Während der nun folgenden Zwischenzeit der Unthätigkeit war ich kaltblütig genug, um über die von dem Guerillaanführer gestellte Forderung — die Auslieferung meiner Person — nachzudenken.

Warum hatte man es gerade auf mich abgesehen? Wir waren ja Alle Feinde — lauter Amerikaner oder Texaner — auf mexikanischem Boden und zum Kampfe bewaffnet. Warum wollte man nur mich haben? Geschah es, weil ich dem Range nach über meinen Begleitern stand? Aber woher wußte man das? — Woher wußte man, daß ich ein Freischaaren-Capitain war?

Ha! man mußte es schon vorher gewußt haben, und sicherlich war man ausdrücklich gekommen, um mich aufzuspüren und festzunehmen!

Plötzlich ging mir ein Licht auf — ein Argwohn durchzuckte mich, der fast zur Gewißheit ward.

Hätte mir nicht die Sonne so gerade in die Augen geschienen, so wäre mir das Geheimniß vielleicht schon eher klar geworden. Ich zog den Schirm meiner Fouragiermütze über die Augen herab, vermehrte den Schatten mit meinen flachen Händen und warf nun einen forschenden Blick auf den Anführer der Bande.

Schon seine Stimme hatte, während er mit Garey sprach, eine schwache Erinnerung in mir erweckt. Diese Stimme hatte ich früher nur ein Mal gehört, aber ich glaubte, mich ihrer entsinnen zu können.

Durch meinen Argwohn geleitet, betrachtete ich das Gesicht des Mannes nun genauer. Zum Glück war es mir zugewendet, und trotz des blendenden Sonnenscheins, trotz des breitkrämpigen Sombrero erkannte ich die dunkeln Züge Raphael's Ijurra!

Nun begriff ich Alles. Er war es, der den Freischaarencapitain ausgeliefert haben wollte!

Dies war nicht länger zu bezweifeln. Mein Argwohn war nun Gewißheit, aber mit dem nächsten Schlage meines Herzens erwachte ein anderer, tausend Mal schmerzlicherer — der Argwohn, daß —

Mit gewaltsamer Anstrengung erstickte ich diese Regung. Unter den Guerilleros machte sich eine Bewegung sichtbar — der Augenblick des Handelns war da.

Siebzehntes Kapitel.



Die Beschießung.

Obschon unser Feind wieder in Bewegung war, so erwarteten wir doch keinen directen Angriff mehr. Dazu war die Zeit vorüber. Das Schicksal ihres Kameraden hatte das Feuer der Mexikaner augenscheinlich ein wenig gedämpft und ihr prahlerisches Geschrei ihre Begeisterung eher abgekühlt als gesteigert.

An ihrem Manövriren sahen wir, daß sie einen neuen Angriffsplan entworfen hatten, der nun in Ausführung gebracht werden sollte.

„Feige Hallunken!" murmelte Rube. „Sie haben nicht den Muth, uns anzugreifen. Wer hätte auch je von einem ehrlichen Kampfe mit einem Mexikaner gehört? Ganz gewiß führen sie eine Hin-

terlist im Schilde," fuhr er in ernsterem Tone fort. „Was meinst Du dazu, Bill?"

„Ich meine," entgegnete Garey, dessen scharfes graues Auge eine Zeitlang auf die Bewegungen der Guerilla geheftet gewesen — „ich meine, sie werden rund um uns herum galoppiren und einen Schuß nach uns auf Indianerweise versuchen wollen."

„Da hast Du auch Recht," entgegnete Rube beistimmend. „Das ist ihr Plan. Der Satan soll mich holen, wenn er es nicht ist. Schaut einmal hin — da reiten sie."

Die Reiter bildeten jetzt nicht mehr eine gerade Linie und eben so wenig eine andere regelmäßige Figur. In einer unregelmäßigen Gruppe hielten sie auf der Prairie zum Theil still, theils waren sie in Bewegung. Als Rube die letzten Worte sprach, sah man einen der Feinde im plötzlichen Galopp von den übrigen hinwegsprengen.

Man hätte glauben sollen, er stünde im Begriff, das Terrain zu verlassen; aber dies war durchaus nicht seine Absicht. Als er eine kurze Strecke über die Ebene hingaloppirt war, ließ er sein Pferd eine Biegung machen, augenscheinlich in der Absicht, um uns herumzureiten.

Sobald er etwa dreißig Schritte von dem Trupp entfernt war, folgte ein zweiter Reiter, der dasselbe

Manöver nachahmte, und dann wieder einer und noch einer, bis zuletzt fünf Mann in einem Kreise um uns herumgaloppirten. Die übrigen sechs blieben auf ihrem Platze halten.

Wir bemerkten, daß die fünf ihre Lanzen zurückgelassen hatten und blos ihre Carabiner führten.

Wir erstaunten hierüber nicht — wie erriethen die Absicht unserer Feinde. Sie standen im Begriff, eine alte Prairietaktik in Ausübung zu bringen — eine Kriegslist der berittenen Indianer, mit welcher wir alle Drei vertraut waren.

Hinsichtlich des Ausganges wären wir vielleicht ängstlicher gewesen, wenn dieses Manövre von wirklichen Indianern ausgeführt worden wäre, da bei einem Angriffe dieser Art der Bogen mit seinen vielen Geschossen in einer Minute weit gefährlicher ist, als Carabiner oder Büchse.

Die Thatsache aber, daß unsere Angreifer dieses Manövre verstanden, verrieth uns, daß wir es hier mit Leuten zu thun hatten, welche den Kampf mit den Indianern kannten. Ohne Zweifel waren sie die auserlesenen Männer der Grenze, und zur Vertheidigung bedurfte es daher alles unseres Muthes und unserer ganzen Schlauheit.

Es überraschte uns nicht, daß blos ein Theil der Bande fortgaloppirte, um die Umzingelung zu

bewirken. Es lag hierbei eine Absicht zum Grunde und wir kannten dieselbe. Die fünf, welche fortgaloppirt waren, sollten uns in einem weiten Kreise umschwärmen, von Zeit zu Zeit bis auf Schußweite heransprengen, ihre Carabiner abfeuern, einige unserer Pferde tödten, uns aus der Fassung bringen und wo möglich das Feuer unserer Büchsen herauslocken.

Sobald dieser Zweck erreicht war, sollten dann die andern sechs — die schon so weit herangeritten waren, als sie mit Sicherheit thun konnten — den Angriff beginnen, ihre Carabiner abfeuern und dann von ihren Lasso's Gebrauch machen.

Vor dieser letztern Waffe hatten meine Gefährten mehr Furcht, als vor allen andern, welche unsere Feinde führten.

Sie hatten auch Grund dazu. Sie wußten, daß, sobald unsere Büchsen abgefeuert waren, der Lasso außerhalb Pistolenschußweite angewendet werden konnte, und zwar von diesen Leuten mit weit sichererer Wirkung, als Carabiner oder Escopette.

Es war uns nur wenig Zeit vergönnt, diese Zweifel, Befürchtungen und Muthmaßungen zu hegen oder sie uns einander mitzutheilen. Sie gingen mit Blitzesschnelle an uns vorüber, und zwar um so rascher, als es alte Gedanken waren — Dinge, die wir aus Erfahrung kannten. Wir wußten, daß

die Kriegslist unseres Feindes die Gefahr unserer Lage vermehrt hatte; aber wir dachten noch nicht daran, der Verzweiflung Raum zu geben.

Binnen wenigen Secunden hatten wir unsere Stellung unter uns geändert. Wir kehrten nicht mehr alle Drei unsere Front einer und derselben Richtung zu, sondern standen Rücken gegen Rücken, so daß Jeder den dritten Theil des Kreises vor seinen Augen bewachte. So standen wir, die Büchsen in der Hand.

Die fünf Reiter gingen bei Ausführung ihres Manövers sehr rasch zu Werke. Ein oder zwei Mal galoppirten sie in einem weiten Kreise um uns herum, beschrieben dann eine Spirale und kamen immer näher und näher. Als sie bis auf Carabinerschußweite heran waren, feuerte Jeder sein Gewehr ab, sprengte dann auf seine stillhaltenden Kameraden zu, vertauschte rasch sein abgeschossenes Gewehr mit einem geladenen und galoppirte wieder zurück wie vorher.

Bei der ersten Salve waren die meisten ihrer Kugeln, auf's Gerathewohl abgefeuert, über unsern Köpfen weggegangen. Wir hörten sie hoch in der Luft über uns pfeifen. Eine jedoch war besser gezielt worden und traf Rube's Stute in die Hüfte, so daß das arme alte Thier winselte und heftig ausschlug.

Der Schaden war im Grunde genommen nicht groß, gab uns aber doch einen Begriff von Dem, was zu erwarten stand, und mit vermehrten Befürchtungen sahen wir die Reiter ihren kreisförmigen Galopp wieder beginnen.

Du wirst Dich wundern, lieber Leser, weßhalb wir das Feuer unserer Feinde nicht erwiderten; unsere Gewehre trugen ja eben so weit, als die ihrigen. Warum machten wir keinen Gebrauch davon, so lange die Reiter sich innerhalb Schußweite befanden? Nicht einem Einzigen von uns fiel es ein, abzudrücken. Du wunderst Dich darüber, wie? Ich will Dir die Sache erklären.

Wisse denn, daß die fünf Mann, welche um uns herumgaloppirten, fünf der besten Reiter in der Welt — ohne Zweifel die ausgewählten Reiter der Schaar — waren. Weder in Arabien, noch in den Hippodromen von Paris oder London hätten sie Leute gefunden, die es ihnen zuvor- oder auch vielleicht nur gleich gethan hätten, denn diese Leute lebten buchstäblich im Sattel. Jeder verschwand, so wie er sich dem gefährlichen, durch unsere Büchsen gedeckten Cirkel näherte, hinter dem Körper seines Pferdes. Ein Stiefel oder Sporn über der Höhle des tiefen Sattelbaums, vielleicht eine Hand, welche sich an die Widerristlocke des Pferdes

anklammerte — dies war Alles, was man von dem Reiter sehen konnte. Gleich darauf bemerkte man ein Gesicht, welches plötzlich durch eine Rauchwolke aus dem Carabiner verschleiert und dann sofort wieder unsichtbar ward. Vielleicht sah man den Lauf des Gewehrs die Brust des Pferdes entlang schimmern, während der hervorschießende Feuerstrom verrieth, daß der Reiter unter dem Halse seines Rosses hinweggezielt hatte, während letzteres in ununterbrochenem Galopp dahinjagte.

Während dieser Manövres gab es, so gute Schützen wir auch alle Drei waren, doch nicht einen einzigen Augenblick, wo wir einen der fünf Reiter hätten treffen können. Leichter wäre es gewesen, einen Vogel aus der Luft herabzuschießen. Die Pferde hätten wir vielleicht tödten oder dienstuntauglich machen können; dies aber hätte die Gefahr einer abgeschossenen Büchse nicht aufgewogen. Wir wagten nicht, eine Kugel an die Pferde zu verschwenden. Dies war daher der Grund, aus welchem wir unser Feuer aufsparten.

Du darfst, lieber Leser, aus dieser meiner weitschweifigen Erklärung nicht schließen, daß wir so lange Zeit gebraucht hätten, um dies Alles zu verstehen. Nein, wir begriffen unsere Lage ganz gut; wir wußten, daß das Abfeuern unserer Büchsen —

und wenn auch auf jeden Schuß ein Pferd fallen sollte — gerade das war, was der Feind wünschte. Dies war der Hauptzweck ihrer List.

Wir aber waren an die indianische Kriegsführung zu sehr gewöhnt, als daß wir uns durch einen so verbrauchten Kunstgriff hätten verlocken lassen sollen. Wir flüsterten einander blos einige Worte der Mahnung und Vorsicht zu und standen hinter unsern Büchsen mit so viel Geduld, als uns zu Gebote stand.

Es war allerdings verlockend, oder vielmehr herausfordernd und ärgerlich, so auf sich schießen zu lassen, ohne das Feuer zu erwidern, und meine Genossen knirschten, trotz ihrer sonstigen Kaltblütigkeit, vor Wuth mit den Zähnen.

Wieder kamen die fünf Reiter um uns herum galoppirt und schossen ihre Gewehre ab wie vorher, aber dies Mal mit mehr Wirkung. Eine Kugel traf Garey in die Schulter und riß ihm ein Stück von seinem Jagdhemde weg, während eine zweite dem alten Rube am Backen vorbeipfiff und seine Katzenfellmütze streifte.

„Ho! ho!“ rief der Letztere, indem er sich mit der Hand über die Stelle fuhr, wo das Blei ihn getroffen hatte. „Das war ziemlich nahe! Ich will

verdammt sein, wenn mir die Kugel nicht eins von meinen Ohren weggerissen hat."

Und der alte Trapper begleitete diese Bemerkung mit einem wilden, grimmigen Gelächter. In diesem Augenblicke gewahrte er das von Garey's Schulter herabrinnende Blut und rief mit plötzlich veränderter Miene:

„Was zum Teufel! Bist Du getroffen, Bill? Sprich, Junge!"

„Es ist Nichts," entgegnete Garey schnell — „Nichts; blos eine leichte Fleischwunde. Ich fühle es nicht."

„Ist das auch wahr?"

„Ganz gewiß ist es wahr."

„Bei allen Teufeln in der Hölle," rief Rube in ernstem Tone, „das können wir nun nicht länger aushalten. Was ist zu thun, Bill? Ueberlege Dir's, Junge!"

„Wir müssen einen Ausfall machen," entgegnete Garey. „Das ist unsere einzige Aussicht auf Rettung."

„Das kann uns auch Nichts nützen," sagte Rube, indem er zweifelnd den Kopf schüttelte. „Unser junger Freund da könnte vielleicht davonkommen, aber für Dich und mich ist auch nicht der Schatten einer solchen Aussicht vorhanden. Man würde meine alte

Stute einholen, ehe ein Biber mit dem Schwanze klatscht, und Dein Pferd ist auch keins von den schnellsten — es kann Nichts nützen."

„Aber ich sage Euch, Rube, es kann Etwas nützen," entgegnete Garey ungeduldig. „Ihr setzt Euch auf den weißen Hengst — der ist rasch genug — und laßt die Stute laufen, oder Ihr nehmt mein Pferd und ich setze mich auf den Weißen. Es ist möglich, daß wir nicht ganz wegkommen, aber wir locken dadurch die Nigger hinaus auf die Prairie und nehmen dann einen nach dem andern vor. Das ist immer noch viel besser, als hier stehen zu bleiben und sich niederschießen zu lassen, wie ein Büffel in einem Stalle. Was meint Ihr, Capitan?" setzte er zu mir gewendet hinzu.

Gerade in diesem Augenblicke war mir Etwas eingefallen.

„Warum wollen wir nicht nach dem Hügel galoppiren?" fragte ich und heftete meine Augen auf die Mesa. „Dort können sie uns nicht umzingeln. Wenn wir uns mit dem Rücken an den Felsen lehnen und unsere Pferde vor uns stellen, dann können wir dem Gesindel Trotz bieten. Durch einen raschen, kecken Galopp können wir mit leichter Mühe hingelangen."

„Der Satan soll mich scalpiren, wenn unser

junger Freund nicht Recht hat," rief Rube, mich unterbrechend. „Das ist das Wahre und Richtige!"

„Ja wohl," stimmte Garey bei, „das ist das Richtige! Wir haben aber keine Secunde zu verlieren, denn ehe wir es uns versehen, werden sie wieder da sein. Schaut einmal dorthin!"

Diese Unterredung hatte nur wenige Secunden Zeit weggenommen. Sie geschah gleich, nachdem die fünf Reiter zum zweiten Male ihre Gewehre abgeschossen hatten und wieder zurückgaloppirt waren, um sie gegen geladene zu vertauschen.

Ehe sie zurückkehren konnten, um zum dritten Male das Feuer zu eröffnen, war unser Entschluß gefaßt und wir hatten rasch die Riemen unserer Pferde losgeschnallt und waren bereit, aufzusitzen. Dies führten wir so ruhig aus, daß es klar war, daß der Feind uns nicht bemerkt und deßhalb auch keine Ahnung von unserer Absicht hatte. Deßhalb stand der Weg nach der Mesa uns noch vollkommen offen. Eine Minute später jedoch würden die fünf Reiter uns wieder umschwärmt und dies unsere Lage natürlich bedeutend geändert haben.

„Rasch, rasch, Rube," rief Garey; „rasch, damit wir fortkommen."

„Nur nicht ängstlich, Bill," entgegnete Rube, welcher den Zaum von Garey's Pferde zurechtschnallte.

„Wir haben vollauf Zeit, sage ich Dir; sie kommen noch nicht. Ho! ho! alte Stute," fuhr er zu seinem Pferde gewendet fort, „wir werden Dich jetzt eine Weile allein lassen, aber Du wirst Dich schon wieder einfinden. Dich frißt Niemand, also habe nur keine Angst, Alte! Na, Bill, ich bin fertig."

Es war die höchste Zeit, denn die Reiter kamen eben wieder herbeigesprengt.

Ohne uns weiter aufzuhalten, schwangen wir uns alle Drei gleichzeitig in den Sattel, gaben den Pferden die Sporen und sprengten in gerader Richtung nach der Mesa.

Ein Blick hinter uns zeigte uns die Guerilleros. Die ganze Bande kam in gestrecktem Galopp hinter uns her, während ihr Geschrei an unser Ohr schlug.

Zu unserer Freude bemerkten wir, daß wir einen ziemlichen Vorsprung vor ihnen hatten. Unser plötzlicher Aufbruch hatte sie überrascht und führte in ihren Reihen ein augenblickliches Zögern herbei. Wir zweifelten nicht, daß wir im Stande sein würden, die Mesa zu erreichen, ehe sie uns einholen könnten.

Was mich selbst betraf, so hätte ich sehr bald mich aus dem Bereiche und Gesichtskreise des Feindes ganz und gar entfernen können.

Dasselbe war mit Garey der Fall, der auf dem weißen Hengste saß, welcher, nur an einer einfachen Halfter geführt, sich brillant hielt.

Garey's eigenes Pferd, ein starkes, aber langsames Thier, war es, was uns aufhielt. Es ward von Rube geritten und es war gut, daß die Hatz keine lange war, denn sonst würden die Verfolger

ihn bald ereilt haben. Garey und ich blieben ihm zur Seite.

„Fürchtet Euch nicht, Rube," schrie Garey in ermuthigendem Tone, „wir verlassen Euch nicht — wir bleiben beisammen."

„Ja," setzte ich in der Aufregung des Augenblicks hinzu, „ja, wir leben oder sterben zusammen!"

„Hurrah, das ist schön von Euch, junger Freund," rief Rube mit einem Ausbruche von wilder Dankbarkeit, „das ist schön von Euch! Ich weiß, Ihr würdet mich nicht verlassen, obschon ich Euch einmal entschlüpfte, als Ihr mich für den grauen Bären ansahet. Hi, hi, ho! Aber wißt Ihr, damals hätte es Nichts nützen können, wenn ich bei Euch geblieben wäre. Ah, schaut da! Diese Nigger kommen näher!"

Wir ritten gerade auf die Mitte der Mesa zu, deren Felsen wie eine ungeheure Mauer von der glatten Ebene emporragte. Wir sprengten, wie gesagt, auf die Mitte zu, als ob wir erwarteten, daß ein Thor sich in dem Felsen öffnen und uns in seinen Schutz nehmen würde. Laute Ausrufe des Erstaunens hörte man nun sich mit den Hufschlägen mischen. Einige der Worte hörten wir ganz deutlich.

„Wo wollen sie denn hin?" „Vaya! sie werden doch nicht den Felsen hinauf reiten wollen!" „Carrambo! van en la trampa!" (Sehr schön! sie gehen von selbst in die Falle!)

Ein Triumphgeschrei folgte, als sie uns auf diese Weise freiwillig in eine Lage versetzen sahen, aus welcher jeder Rückzug unmöglich schien.

Sie hatten bei unserm ersten Fortgaloppiren gefürchtet, daß wir vielleicht sehr rasche Pferde hätten und durch die Schnelligkeit derselben zu entkommen gedächten. Als sie jedoch merkten, daß dies unsere Absicht nicht war, stießen sie ein lautes Freudengeschrei aus, und als wir uns dem Felsen näherten, sahen wir sie sich hinter uns ausbreiten, in der Absicht, uns einzuschließen. Dies war gerade die Bewegung, die wir erwartet hatten und was wir von ihnen gethan zu sehen wünschten. Wir galoppirten dicht bis an die Felsenwand, ehe wir den Zügel anzogen. Dann sprangen wir rasch von den Pferden, stellten uns mit dem Rücken an die Felsenwand und unsere Pferde vor uns, hielten die Zügel zwischen den Zähnen und richteten unsere Büchsen wieder gegen den Feind. Wiederum senkten sich die drei glänzenden Feuerrohre und versprachen sichern Tod dem Ersten, der sich bis auf Schußweite näherte.

Ende des zweiten Bandes.

Druck von C. Roeßler in Grimma.